## INHALTSVERZEICHNIS


| | | |
|---|---|---|
| Glaube und Seelsorge in unserer Zeit | Georg May | 227 |
| Die alte und die neue Messe | Andreas Schönberger | 249 |
| Boykott des Sakralen | Frits van der Meer | 252 |

Dokumente, Briefe, Informationen

| | | |
|---|---|---|
| Zur Verabschiedung des neuen deutschen Meßbuches | | 257 |
| Prager Impressionen | Alfred Wendehorst | 264 |
| Ad Deum, qui laetificat iuventutem meam | H. P. Porschen | 265 |
| Heimweh nach der alten Liturgie | Theodor Kurrus | 267 |
| Sorge um die religiöse Praxis | Walter Hoeres | 269 |
| Liturgie früher und heute | Maria Krauss-Flatten | 273 |
| Liturgie im Sinai-Kloster | P. Gereon Goldmann | 278 |
| Generalversammlung der UNA VOCE | | 280 |
| Katechismus neu gedruckt | | 281 |



UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE-Deutschland e. V., 4 Düsseldorf-Gerresheim, Postfach 207
Redaktion: Albert Tinz in Verbindung mit Joachim Zimmermann, Düsseldorf, Dr. Inge Köck, Regensburg, Dr. Theodor Brunner, Zürich

Anschrift der Schriftleitung: Albert Tinz, 414 Rheinhausen, Akazienhof 1
Die UNA VOCE-KORRESPONDENZ erscheint alle 2 Monate.
Bezugspreis jährlich, einschließlich Porto und Versand: 15,— DM.

Einzelheft 2,50 DM zuzüglich Versandspesen. Zahlungen auf Postscheckkonto Essen 1933 20-438
Bestellungen an UNA VOCE-Deutschland e. V., 4 Düsseldorf-Gerresheim, Postfach 207

Druck: Heinrich Umbach, Kalkar

# UNA VOCE-KORRESPONDENZ

Herausgeber: UNA VOCE Deutschland e. V.

4. Jahrgang, Heft 5 September/Oktober 1974

## Glaube und Seelsorge in unserer Zeit (Schluß)

Von Georg May

### IV.

### Der Niedergang des religiösen und sittlichen Lebens

Glaube und Leben stehen in engem Zusammenhang. Echter Glaube wird wirksam in einem Leben aus dem Glauben, und das Leben nach dem Glauben wirkt wieder festigend und bestärkend auf den Glauben zurück. Die Unsicherheit im Glauben, die heute in der Kirche kultiviert wird, geht von den Geistlichen und Ordensleuten auf das Volk über und richtet hier böse Verwüstungen an. Das Abgehen von den amtlichen Glaubensformulierungen und das Übergehen zu privaten Meinungen hat verheerende Folgen für Glaube und Sittlichkeit in Klerus und Volk. Der Zustand der Gemeinden ist ein wahrhaftes Gericht über die postkonziliare Bewegung. Wo ist in den letzten Jahren der Glaube aufgebaut worden? Wo ist die Frömmigkeit vertieft worden? Wo ist der Eifer für Gottes Ehre angefacht worden? Wo ist die sittliche Kraft gewachsen? Was zum nicht unerheblichen Teil die Anziehungskraft der katholischen Kirche ausmachte — die Objektivität ihres Gottesdienstes, die Unerschütterlichkeit ihres Glaubens, die Innigkeit ihrer Frömmigkeit, die Macht ihrer Ordnung —, ist zerstört worden. Infolgedessen ist der unmittelbare, wirksame Einfluß der Kirche auf die Menschen in bedenklichem Umfang zurückgegangen. Die widersprüchlichen Aussagen von Theologen, Predigern und Religionslehrern über Fragen der Glaubens- und Sittenlehre haben die Folge, daß sich viele Menschen von der Kirche

überhaupt abwenden, keinem Theologen mehr Glauben schenken. Wir sehen dieselbe Entwicklung wie im 16. Jahrhundert. Damals berichtete Charitas Pirkheimer in einem Briefe, daß zahlreiche Menschen in Nürnberg die Verwirrung, in die viele Prediger sie versetzt hatten, zum Anlaß nahmen, überhaupt keine Predigt mehr anzuhören. Wie im 16. Jahrhundert untergraben heute nicht die Anfechtungen von außen die Kirche, sondern die Anfeindungen und die Spaltungen im Innern. Wie im 16. Jahrhundert ist heute zu erkennen, daß das viele Disputieren über die Religion zu nichts anderem als zur Verachtung derselben dient, „als wäre darin nichts mehr unerschütterlich". Richtig hat Massillon einmal erklärt: Für den Lauen ist der Weg vom Religionsdisput zum Zweifel und vom Zweifel zum Unglauben nicht weit.

Der Verlust des lebendigen Glaubens an den heiligen Gott, an Jesu Sühnetod, an Teufel, Sünde und Gericht zeigt sich vor allem in dem mangelnden Ernst, mit dem heute in der Kirche die Schuld und die Befreiung von der Schuld behandelt werden. Es ist eine entscheidend wichtige Aufgabe der Kirche, den Menschen zur Vergebung der Sünden zu verhelfen. Gott hat ihr dafür als vorzüglichstes Mittel das Bußsakrament anvertraut. Dieses Sakrament wird von Jahr zu Jahr weniger gespendet. Priester selbst raten von seinem Empfang ab, setzen nur noch eine minimale Beichtgelegenheit an oder bieten solche nicht einmal mehr am Samstag. Damit zeigt die postkonziliare Bewegung, wes Geistes Kind sie ist. Bisher hat jeder Abfall eines einzelnen von der Kirche ebenso wie jede Abfallbewegung damit begonnen, daß die Einzelbeichte aufgegeben oder abgeschafft wurde. Eine der ersten Wirkungen der Revolte Luthers war, daß unzählige aufhörten, das Bußsakrament zu empfangen, wie der Nuntius Aleander schon 1520 nach Rom schrieb. Wie im 16. Jahrhundert sehen wir heute, wie die Beichte verächtlich gemacht oder als überflüssig hingestellt und durch ein paar Formeln und Verse einer Bußandacht ersetzt wird. Wenn der Empfang des Bußsakramentes immer mehr zurückgeht, hat das seelsorglich und ekklesiologisch schlimme Folgen. Die Menschen werden nicht mehr von der Sünde befreit, sie verhärten im Bösen, die Schuld wächst unerhört heran, die Kirche versäumt eine ihrer wichtigsten Aufgaben, die Erde sündenfrei machen zu helfen, sie macht sich in gewisser Hinsicht selbst überflüssig. Alle Rede vom Ersatz des Bußsakramentes durch andere Bußmittel ist Ausrede. Diese anderen Bußmittel haben ihren Platz neben dem Bußsakrament, nicht an seiner Stelle. Sie haben nicht annähernd die Kraft und Bedeutung des Bußsakraments. Wenn man einwendet, das Bußsakrament sei in erster Linie für die Vergebung von schweren Sünden eingesetzt, dann frage ich: Wer

kann denn genau angeben, wo im Einzelfall die Grenze zwischen läßlicher Sünde und Todsünde verläuft? Wenn man es nicht kann, warum empfiehlt man dann nicht die regelmäßige Beichte aller Sünden? Die Übung, regelmäßig die läßlichen Sünden zu beichten, sichert die Erfüllung des Gebotes, möglichst bald die schweren Sünden zu bekennen. Der Teil des Klerus, der den Gläubigen die Sünden ausredet und sie vom Empfang des Bußsakramentes abhält, lädt eine ungeheure Schuld auf sich. Er verschafft den Menschen eine scheinbare Beruhigung, deren Unechtheit sich bald in Neurosen und Ersatzhandlungen bemerkbar machen muß. Er spricht den Menschen Frieden zu, und doch muß Gott sagen: Da ist kein Friede. Das ist die totale Verkehrung des kirchlichen Dienstes am Menschen, die schlimmer ist als der offene Abfall.

Eine ganz gefährliche Folge der sog. Reformen, die die Kirche seit einigen Jahren verunstalten, ist die allgemeine Tendenz zum Minimalismus, zur Verbilligung aller Forderungen, zur Bequemlichkeit, zum Salonchristentum. Der Gläubigen hat sich in weitestem Umfang die Vorstellung bemächtigt, man brauche für Religion und Sittlichkeit nicht mehr viel zu tun, das Himmelreich sei einem jeden sicher, der nicht gerade einen anderen umbringt. Die Katholiken sind in den letzten Jahren immer mehr entwöhnt worden, etwas für den Glauben zu tun, und zwar durch die Schuld der Hirten der Kirche. Viele haben den Eindruck gewonnen, die Kirche sei zu einer Service-Station oder zu einem Selbstbedienungsladen geworden, in dem Sonderangebote zu herabgesetzten Preisen gemacht werden. Bei Angeboten bedient man sich, wenn sie einem zusagen, oder geht an ihnen vorüber, wenn man keinen Gefallen an ihnen findet. Der Gedanke der Verpflichtung, der Verbindlichkeit bleibt bei solcher Betrachtungsweise völlig außer Ansatz. Tatsächlich aber ist doch das Angebot, das die Kirche macht, verpflichtend, und wer an ihm vorübergeht, macht sich schuldig.

Die Gläubigen hatten noch nie so viel Freizeit wie heute, noch nie war die Chance, sie zu lehren, ihre Zeit für Gott zu verwenden, so groß wie heute. Aber noch nie hat man sie verleitet, so wenig Zeit für Gott zu haben wie heute, noch nie ist eine Chance so gründlich verpaßt worden wie heute. Statt sie in die Kirche zu führen, lenken wir sie ab auf den Sportplatz oder vor den Fernseher. Im Zuge dieser Entwicklung ist der Gebetseifer immer mehr zurückgegangen, ist die dem Gebet gewidmete Zeit beängstigend geschrumpft, ja haben viele Gläubige, vor allem Jugendliche und Kinder, das Beten beinahe verlernt. Halten Sie einmal eine Umfrage, wie viele Menschen

noch täglich beten! Forschen Sie nach, wieviel Zeit sie für das Gebet verwenden! Untersuchen Sie, welche Gebete die Gläubigen auswendig können! Fragen Sie nach, wer noch persönlich beten kann! Die Ergebnisse einer diesbezüglichen Untersuchung wären schockierend. Wie sollen aber Menschen, deren Gebetsleben immer mehr austrocknet, die Verbindung mit Gott und Kirche aufrechterhalten? Wie sollen sie den Glauben bewahren, den Glauben bekennen, den Glauben bezeugen, für den Glauben werben? Wie sollen sie den Glauben an die kommende Generation weitergeben? Muß sich nicht der Schwund immer mehr fortsetzen, bis eines Tages überhaupt nichts mehr übrig ist von Religion?

Das alles hat seinen Anfang genommen bei der Verkürzung der hl. Messe, die von den Hirten der Kirche angeordnet worden ist. Die hl. Messe ist nun einmal der Standard, an den sich der Katholik hält, wenn es darum geht, Inhalt und Umfang seiner religiösen Betätigung zu bestimmen. Angesichts der postkonziliaren Minimessen muß sich in den Gläubigen unweigerlich die Vorstellung festsetzen, man habe bisher zuviel Zeit für Gott verwendet, es genüge auch weniger. Darüber hinaus können sie leicht durch Analogieschlüsse zu der Ansicht kommen, man brauche auch auf anderen Gebieten, etwa dem der Sittlichkeit und des aszetischen Strebens, nicht weiter viel zu leisten, Gott sei auch mit wenigem zufrieden. Ein allgemeiner Minimalismus, eine Lähmung jeglicher Anstrengung breitet sich aus. Beobachten wir nicht allenthalben diese Erscheinung? Die fortwährend gewährten Erleichterungen in der Kirche vermögen für den Augenblick bei einer gewissen Schicht von Gläubigen Befriedigung hervorzurufen. Auf die Dauer gesehen haben sie negative Wirkungen. Sie sind dafür verantwortlich, daß noch weniger Kraft und Zeit als bisher für Religion und Kirche aufgewendet wird, daß der Trend weiter nach unten, zu noch größerer Bequemlichkeit geht, daß die Menschen die Wertschätzung des Religiösen überhaupt verlieren und sich schließlich verächtlich ganz von der Kirche abwenden, die ihren eigenen Ausverkauf betreibt.

Jeder erfahrene Pädagoge weiß es, und die jahrhundertelange Erfahrung der Kirche zeigt es: Wenn es um die Lockerung von Geboten und den Abbau des Glaubens geht, ist die Mehrzahl der Menschen den Hirten der Kirche immer einen Schritt voraus. Die Masse der Menschen ist nie mit dem Erreichten zufrieden. Kommt man ihnen entgegen und mildert die sittlichen Forderungen, dann verlangen sie immer weitere Erleichterungen. Will man die Grenzen der göttlichen Gebote wahren, muß man sie durch menschliche

Satzungen schützen. Man muß den Menschen immer einen Schritt früher ein Halt zurufen.

Die fortwährende Verbilligung des Zutritts zu den heiligen Sakramenten, die in den letzten Jahren zu beobachten ist, hat, auf die Dauer gesehen, nicht die Wirkung, daß sie häufiger, sondern daß sie immer seltener empfangen werden, weil ihre Wertschätzung sinkt. Die Menschen ziehen den Schluß: Wofür kaum noch ernsthafte Anforderungen gestellt werden, das kann nichts wert sein. Denn im Leben ist alles wirklich Kostbare nur mit Anstrengung und Mühe zu erreichen. Man redet heute so lange von der Notwendigkeit des Empfanges der hl. Kommunion für solche, die nicht zur Lossprechung von den Sünden disponiert sind, bis man der Disposition überhaupt keine Beachtung mehr schenkt. Damit erweist man aber den Menschen keinen Dienst. Im Gegenteil! Man schadet ihnen. Wie soll denn das eucharistische Opfersakrament seine Wirkung entfalten, wenn der Empfänger nicht die Voraussetzungen für seinen würdigen Empfang erfüllt? Gilt hier nicht vielmehr das Wort vom Essen und Trinken des Gerichtes? Die Berufung auf die Pastoral in diesen Fällen ist in Wirklichkeit die Proklamation des Opportunismus als Prinzip kirchlichen Handelns. Es ist ausgeschlossen, daß pastoral richtig sein kann, was dogmatisch und moralisch falsch ist. Die Hauptwirkungen der immer großzügiger gewährten Erleichterungen ist auch nicht, daß die Menschen bei der Kirche gehalten werden, sondern daß sie, auf die Dauer gesehen, von ihr abgestoßen werden. Neu hinzugewinnen kann ein Unternehmen, das sich selbst nicht mehr sicher zu sein und nicht mehr ernst zu nehmen scheint, ohnehin kaum jemanden.

Geradezu trostlos ist es um den Glauben in unserer Jugend bestellt. Das religiöse Wissen der Jugend ist auf einem Tiefstand angelangt. Jugendliche, die viele Jahre sog. Religionsunterricht genossen haben, wissen weder die Eigenschaften Gottes anzugeben noch die Bedeutung des Leidens und Sterbens Jesu Christi zu erklären. Gebete und religiöse Lieder sind zahllosen Kindern völlig unbekannt. Es ist nicht übertrieben festzustellen: Die Jugend ist durch den Progressismus, durch die permissive Theologie regelrecht korrumpiert worden. Man hat ihre Seele vergiftet, ihre Sehnsucht nach hohen Idealen betrogen, ihren Drang nach sittlicher Reinheit verspottet. Ein Beispiel aus jüngster Zeit: Vor kurzem sprach ich mit einem Lehrer der Betriebsberufsschule der Opel-Werke in Rüsselsheim. Er erzählte mir, wie die jungen Arbeiter durch die sich widersprechenden Äußerungen von Geistlichen und Theologen verwirrt werden, z. B. in der Frage der vorehelichen

Enthaltsamkeit. Die einen folgen der bequemen Ansicht, die anderen halten die gesamte Verkündigung der Kirche für Unsinn. Hier wächst eine furchtbare Saat heran. Die jungen Menschen, die sich in ihrer Jugend keine feste religiöse Überzeugung erworben und sich nicht in sittliche Prinzipien eingelebt haben, werden dies in ihrer Masse gewiß nicht im erwachsenen Alter tun. Sie werden regelmäßig religions- und sittenlos leben, sie werden unfähig und unwillig sein, den Glauben an ihre Kinder weiterzugeben. Die nächste Generation wird in ihrer großen Zahl von Gott, Christus und Kirche vermutlich überhaupt nichts mehr wissen. Eine organisierte katholische Jugend, die in ähnlichem Maße mit Begeisterung und Opferwilligkeit erfüllt wäre wie die Jugend in der Zeit des Nationalsozialismus, existiert in nennenswertem Maße schon heute nicht mehr. Sie ist weithin mit dem Besuch von Parties und Diskotheken beschäftigt, teilweise durch Sex und Haschisch ausgelaugt, teilweise durch frivole Experimente und voreilige Kritik für das Zeugnis verdorben. An diesem Zustand trägt jedoch die Jugend selbst die geringste Schuld. Sie ist das Opfer von Erwachsenen, die außer Rand und Band geraten sind, ihre eigene Unsicherheit auf andere übertragen, ihren eigenen Unglauben anderen einimpfen und ihren eigenen Hang, sich auszuleben, zum Maßstab dafür machen, was sie den Jugendlichen an sittlichen Grundsätzen vermitteln. Statt die Jugend Zucht und Ordnung zu lehren, überläßt man sie ihren Instinkten, statt sie zu Ehrfurcht und Anbetung zu führen, speist man sie mit religiös ausgehöhlten Veranstaltungen ab, in denen kaum noch katholische Gottesdienste zu erkennen sind. Die Schuld derer ist ungeheuerlich, die der Jugend die unverkürzte katholische Lehre vorenthalten, die sie in ihrem sittlichen Kampf durch eine verfälschte Moral allein lassen, die sie orientierungslos den Ideologien und Meinungen ausliefern, die sie in mannigfacher Hinsicht manipulieren. All dieses Versagen, all diese Verführung wird sich einmal furchtbar rächen und wird auf die zurückschlagen, die sich heute durch Tun oder Unterlassen, Fördern oder Dulden an der Jugend versündigen.

Man komme nicht mit der Ausrede, diese und ähnliche Verirrungen in unserer Kirche seien Übergangserscheinungen, die sich allmählich verlieren würden. Denn mit nichts wird begründet, weshalb sie nicht ein Dauerzustand sein sollten. Im Gegenteil, alles spricht dafür, daß sie anhalten werden. Wenn man nämlich das Chaos institutionalisiert, wenn man Strukturen schafft, wie sie in dem Protestantismus vorfindlich sind, dann braucht man sich nicht zu wundern, daß auch Verhältnisse auftreten, wie wir sie vom Protestantismus her kennen, und wie es dort mit dem Glauben bestellt

ist, wissen wir spätestens seit dem Auftreten der Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium". Wer dem Irrglauben und Unglauben immer neue Plattformen verschafft, um sein Gift auszustreuen, braucht sich nicht zu wundern, daß die Anarchie zum Dauerzustand wird. Wir müssen doch endlich einmal den Mut zu der Einsicht aufbringen, daß das Salz schal geworden ist.

## V.

## Die Verantwortung der Bischöfe

Zu meinem Bedauern ist es nicht möglich, die Verantwortung für die Zerstörungen der letzten Jahre allein auf die Vertreter der permissiven Theologie zu häufen. Denn diese haben unter den Augen der Bischöfe gearbeitet, die Bischöfe haben sie geduldet oder gefördert, ja sich sogar teilweise mit ihnen identifiziert. Soeben ist dieser Sachverhalt allen offenkundig vordemonstriert worden. Als Karl Rahner seinen 70. Geburtstag feierte, sprach der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz den „tiefempfundenen Dank" der Bischöfe für das Wirken Rahners aus und bat ihn, auch in Zukunft Ratgeber der Bischöfe zu bleiben. Aus diesem Vorgang ergibt sich, daß der Theologe, der jedenfalls in den letzten Jahren den verhängnisvollsten Einfluß von allen ausgeübt hat, die volle Deckung, ja Billigung der Deutschen Bischofskonferenz besitzt.
Das bedeutet aber auch, daß die Zerstörungen, die diese Theologie hervorgerufen hat und fortlaufend hervorruft, gleichrangig der Deutschen Bischofskonferenz angelastet werden müssen.

Das ist tatsächlich die Situation: Seit Jahren wird von vielen Bischöfen zuerst der theologische Liberalismus und in dessen Gefolge der sittliche Libertinismus ermutigt, ist jene Erscheinung zu beobachten, die Reinhard Raffalt richtig die parallele Aktion des Episkopats mit der progressistischen Bewegung nennt. Anders ausgedrückt: Zwischen Kardinal Döpfner und den Vertretern der permissiven Theologie besteht kein wesentlicher Unterschied, sondern höchstens ein gradueller. Im Ziel sind sie eins, nur das Tempo, das

sie einschlagen, ist verschieden. Das eine ist der Progressismus in Schritten, das andere der Progressismus in Sprüngen.

Bei weitem nicht alle Bischöfe sind Anhänger der permissiven Theologie oder des Döpfner-Kurses. Nicht wenige haben schwere Bedenken, widerstreben innerlich. Aber äußerlich tun sie nichts. Sie schlagen nicht mit der Faust auf den Tisch, sie verlassen nicht die Bischofskonferenz, in der Unheil beschlossen wird. Warum nicht? Manche gewiß aus Bequemlichkeit und Feigheit. Es ist immer angenehmer, mit dem Strom als gegen ihn zu schwimmen. Andere wehren sich nicht, weil sie den Streit der Bischöfe nicht in die Öffentlichkeit tragen wollen oder weil sie die Solidarität der Bischöfe nicht aufgeben wollen. Ich frage: Wäre es nicht befreiend, wenn die Öffentlichkeit endlich einmal erführe, daß es noch Oberhirten gibt, die sich dem Verhängnis widersetzen? Würde dann nicht der Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung vieler Gläubiger und Priester gewehrt? Und was soll die Berufung auf die Solidarität, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bischöfe? Solidarität mit Döpfner, dem Unsolidarischen? Solidarität mit dem, der den Papst mehr als einmal mit Alfrink und Suenens unter Druck gesetzt hat und unbekümmert um Bitten und Klagen dem Baal des Progressismus opfert? Solidarität im Abbau, in der Zerstörung, im Zugrunderichten? Kann man zu solcher Solidarität verpflichtet sein? Besteht nicht vielmehr die Pflicht, aus ihr auszubrechen?

Wir haben als schlimmste Wirkung der gegenwärtigen Bewegung des Abbaus in der Kirche durch die permissive Theologie die Verunsicherung im Glauben, die Umdeutung des Glaubens, die Zerstörung des Glaubens erkannt. Es stellt sich die Frage: Wie stehen die berufenen Lehrer und Hüter des Glaubens, die Bischöfe, zu all diesen Erscheinungen? Halten sie selbst unerschütterlich am katholischen Glauben fest? Oder sind manche von ihnen im Inneren unsicher geworden? Gibt es vielleicht Bischöfe, die nur nach außen nicht mit der Kirche brechen, deren Glauben sie nicht mehr teilen? Wir können niemandem ins Herz schauen und wollen niemanden verdächtigen. Wir haben keine Gewißheit, ob es heute unter unseren Bischöfen Männer gibt, die wie im 16. Jahrhundert innerlich bereits zum Protestantismus abgefallen sind und nur auf eine Gelegenheit warten, sich auch äußerlich als Protestanten zu erklären. Der Bischof von Brandenburg z. B., Matthias von Jagow, war einer der eifrigsten Förderer des Luthertums. Wir wissen es nicht, ob es heute Bischöfe mit ähnlicher Gesinnung gibt, auch wenn das Verhalten mancher eine solche Vermutung nahelegt. Eines aber wissen wir: daß zahlreiche Bischöfe ihre Pflicht gegenüber dem Glauben nicht erfüllen; daß sie das gläubige Volk nicht vor den Aufstellungen ungläubiger Theologen schützen; daß sie sich durch Unterlassung verfehlen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Es ist nicht etwa alles falsch, was die Bischöfe heute tun; manches ist richtig. Was ihnen vorzuwerfen ist, ist das Unterlassen des schlechthin Notwendigen, des einzig Unerläßlichen: den Glauben zu erhalten. Ein Beispiel: Am 15. 1. 1973 erschien bei mir ein pensionierter Pfarrer einer deutschen Diözese. Er berichtete mir von vielen Verfallserscheinungen im kirchlichen Leben des Bistums. Ich fragte ihn: „Was tut denn der Bischof?" Darauf antwortete er: „Wir haben keinen Bischof." Damit wollte er nicht sagen, der Bischofsstuhl der Diözese sei unbesetzt, sondern ausdrücken, daß der Bischof nichts tue, der Zersetzung tatenlos zusehe. Das ist kein Einzelfall; es ist vielmehr die Regel. Manchmal nimmt die Abdankung der Oberhirten geradezu groteske Züge an. Einem Bischof wurde ein theologisches Buch wegen Glaubenszersetzung angezeigt. Der Oberhirte übersandte das Buch an Karl Rahner mit der Bitte um Stellungnahme. Als diese für die Autoren günstig ausfiel, war die Sache für den Bischof entschieden. Früher hieß es: Wenn Rom gesprochen hat, ist die Sache entschieden. Heute heißt es: Wenn Rahner spricht, ist die Sache erledigt. Im Fall Keßler, der allgemein bekannt ist, hat sich die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz mit einer schwächlichen Erklärung begnügt, deren Ungenügen ebenso zutage liegt wie ihre Unwirksamkeit. Folgerichtig hat ein mündiger Laie, Professor Hacker in Münster, nicht nur den Frankfurter Theologen Keßler wegen Irrlehre, sondern auch die zuständigen Bischöfe wegen Begünstigung der Irrlehre bei dem Apostolischen Stuhl angezeigt. Wie die Verhältnisse liegen, wird beides ohne Wirkung bleiben. Denn die Römische Kurie ist durch den Willen ihres Herrn gegenüber dem Progressismus gelähmt und gegenüber progressistischen Bischöfen servil.

Im Vorfeld des Glaubens liegt die kirchliche Disziplin. Die Einhaltung der Gesetze der Kirche sichert die Einheit der Verkündigung und verbürgt ihre geistliche Fruchtbarkeit. Menschlich gesprochen, hängen die Erfolge der Kirche an ihrer Disziplin (Kardinal Heenan). Um diese aber ist es seit einigen Jahren böse bestellt. Etwa seit Beginn des Pontifikats Johannes' XXIII. ist festzustellen, daß die Hirten der Kirche eine geradezu absurde Politik eingeschlagen haben und einen fast abenteuerlichen Gebrauch von ihrer Amtsgewalt machen. Sie begünstigen Krakeeler, Rebellen und Querköpfe und benachteiligen die stillen, treuen und gehorsamen Gläubigen. Sie geben denen recht, die Ordnung und Lehre der Kirche gefährden oder zerstören, und sie geben jenen unrecht, die sich für Disziplin und Glauben einsetzen. Dies geschieht aus Unsicherheit, Menschenfurcht und Schwäche. Man will sich nicht Unannehmlichkeiten, öffentlichen Attacken und langwierigen Konflikten aussetzen. Um nicht wider den theologischen Küngel

vorgehen zu müssen, gibt man das ganze gläubige Volk dem Verderben preis.

Damit folgt die Mehrzahl des Episkopats der Linie, die im 16. Jahrhundert in die Katastrophe geführt hat. „In dem Verfalle und der Untätigkeit des Episkopates" (H. Grisar) war einer der Hauptgründe für das rasche Umsichgreifen der lutherischen Umwälzung gelegen. Karl van der Plassen schrieb im Jahre 1543 mit Recht, daß die Protestanten nur deshalb stark seien, weil man ihnen keinen starken Widerstand geleistet, sondern sich stets vor ihnen gebeugt habe. Der Bischof von Augsburg, Kardinal Otto von Truchseß, beklagte oft die Untätigkeit, Furchtsamkeit und Unentschlossenheit der Katholiken angesichts der fanatischen Geschäftigkeit ihrer Feinde. Mit Aufschieben, Lavieren und Dissimulieren werde man der Rebellion nicht Herr werden. Wie im 15. und 16. Jahrhundert lassen die meisten Hirten der Kirche heute das Unheil wachsen, unternehmen nichts Ernstliches, um die immer drohender sich zusammenziehenden Wolken zu zerstreuen. Wie im 16. Jahrhundert strebt ein allzu großer Teil der Bischöfe mehr nach Behaglichkeit als nach Christusähnlichkeit, liebt die Ruhe mehr als das Kreuz. Wie im 16. Jahrhundert stehen zahlreiche Gesetze und Verordnungen nur auf dem Papier und fehlt es an den Bischöfen, die sie kraftvoll und ohne Menschenfurcht durchführen. Wie im 16. Jahrhundert sind Gehorsam und Ergebenheit gegenüber dem Apostolischen Stuhl bei vielen Theologen und — wie die Widersetzlichkeiten der letzten Jahre zeigen — auch bei manchen Bischöfen in bedrohlicher Weise gesunken. Wie im 16. Jahrhundert machen viele Verantwortliche in vornehmem Optimismus und geben so zu verstehen, daß sie den Eifer der Vorkämpfer für Glaube und Ordnung in der Kirche für finsteren Fanatismus von Zionswächtern halten. Wie im 16. Jahrhundert stellt man jene, die von Gefahr für die Religion reden, als Einfaltspinsel an den Pranger. Im Laufe der Geschichte sind viele Stürme über die Kirche gekommen. Sie haben Verheerungen und Zerstörungen großen Ausmaßes angerichtet. Selten aber ist ein derartig gigantischer Zerfall wie der heutige ausschließlich durch die Glieder der Kirche, zumal ihre Hirten, hervorgebracht worden. Niemand kann Theologen und Bischöfe davon freisprechen, daß sie die Kirche zugrunde gerichtet haben. Der Niedergang der Kirche in der Gegenwart ist ihr Werk.

Je katastrophaler die innere Lage in der katholischen Kirche Deutschlands wird, um so mehr wächst der Apparat und steigert sich der Sitzungsbetrieb der Deutschen Bischofskonferenz, und um so mehr wuchert die Geschäftigkeit ihres Vorsitzenden. Die zunehmende Betriebsamkeit der Bischöfe ist vermutlich als Flucht vor der harten Wirklichkeit zu deuten, die sie in erster Linie verschuldet haben. Ich werde auch den Verdacht nicht los, daß gewisse

Bischöfe in der Frage der Abtreibung deswegen eine so scharfe Sprache sprechen, weil sie im geheimen spüren, wieviel sie dazu beigetragen haben, eine Bewußtseinslage in der Gesellschaft zu schaffen, die nur nach dem eigenen Behagen fragt und dem unmittelbaren Nutzen ethische Normen opfert. Man kann eben nicht auf fast allen Gebieten die Zügel lockern und dann auf einem die Bremsen anziehen. Die einmal ausgelöste libertinistische Bewegung läßt sich nicht mehr nach Belieben anhalten. Der Liberalismus geht immer weiter, als seine Träger wollen (Bismarck).

Die Betriebsamkeit von Bischöfen und Theologen muß deswegen unfruchtbar bleiben, weil sie das wichtigste vergessen: nämlich den katholischen Glauben in den Gliedern der Kirche zu erhalten und zu festigen. Sie haben diesen Glauben nicht gefördert und vertieft, sondern geschwächt, ja erschüttert. Da der Glaube aber die Grundlage jeder Aktivität ist und sein muß, braucht man sich nicht zu wundern, daß das kirchliche Leben auf allen wesentlichen Gebieten zurückgegangen ist. Wenn fast alles, was die Bischöfe in den letzten Jahren unternommen haben, unfruchtbar bleibt, dann ist auch zu fragen, ob das nicht eine Folge des Zornes Gottes ist, den ihre unseligen Änderungen auf die Kirche herabgerufen haben. So müssen wir, von der Logik der Tatsachen gezwungen, gegen die Hirten der Kirche den schwerwiegenden Vorwurf erheben, daß sie die wichtigste Aufgabe ihres Amtes vernachlässigt haben.

In aller Nüchternheit, Klarheit und Wahrheit muß festgestellt werden, daß nicht wenige Bischöfe ihrem Amt nicht gewachsen sind. In jeder anderen Organisation wären solche Führer längst ersetzt. Allein in der Kirche können sie sich halten, weil hier Opportunismus und Lavieren mit dem Wort „pastoral" getarnt wird. Man fragt sich, wieviel Fehlleistungen eigentlich ein Bischof vollbringen kann, bis er endlich abgelöst wird. Wie die Verhältnisse liegen, ist doch ein Bischof, der sich nicht gerade sittlich verfehlt, praktisch unabsetzbar, auch wenn er noch so viele Fehler macht, ein noch so großer Versager ist, der Kirche noch so großen Schaden zufügt.

Die Mehrzahl der Bischöfe ist freilich weit davon entfernt zuzugeben, daß sie es sind, die an dem Niedergang des kirchlichen und religiösen Lebens eine große Schuld tragen. Wir beobachten vielmehr ihre Flucht aus der Verantwortung. Alle möglichen Gründe werden gesucht für jene Schäden, die sie nicht vertuschen oder weginterpretieren können, immer aber nur Gründe, die ihr Versagen verdecken sollen. Wenn beispielsweise als Gründe für den Rückgang des Priesternachwuchses der Überfluß in der Wohlstandsgesellschaft, die Zerstörung des katholischen Familienlebens, ein falsches oder ungewisses Bild von der Kirche und dem Priestertum, Unverständnis gegenüber dem Zölibat, Unzufriedenheit der Priester mit ihrem Beruf,

mangelnde Nachwuchswerbung angegeben werden, dann ist zu fragen, wie weit diese Verhältnisse von den Anhängern der permissiven Theologie und ihren bischöflichen Förderern teilweise oder gänzlich verursacht worden sind. Tatsächlich haben sie doch die Zustände zum erheblichen Teil selbst geschaffen, die sie jetzt beklagen und nach deren Besserung sie rufen. Alles, was in den letzten 10 Jahren in der katholischen Kirche geschehen ist, fällt irgendwie, durch Veranlassen, Fördern, Begünstigen oder Zulassen, auf die Bischöfe zurück. Niemand kann sie aus dieser Verantwortung vor Gott, vor der Kirche und vor der Geschichte entlassen. Um nicht zugeben zu müssen, welches Unheil sie angerichtet haben, werden der Abbau und die Zerstörungen als Aufbau und Fortschritt ausgegeben. Der Zusammenbruch der Disziplin wird in Mündigkeit des Christen umgefälscht, der Hedonismus in der Ehe wird als Gewissensentscheidung bezeichnet, der Betrieb im Gottesdienst wird mit Lebendigkeit verwechselt. Um die von ihnen angerichteten Schäden zu vertuschen, reißen die erwähnten Theologen und Bischöfe immer weitere Schranken ein. Zwei Beispiele: Sie haben zuerst den Priesterstand entwertet und den Priestermangel verschuldet. Jetzt müssen sie auf Abhilfe sinnen. Sie gliedern priesterliche Funktionen aus, übertragen sie Laien und rufen den verstorbenen Diakonenstand ins Leben zurück. Sie haben die Austeilung der hl. Kommunion an Laien übertragen wollen. Dazu mußten sie die Handkommunion einführen, weil sich doch zu viele Laien dagegen gesträubt hätten, daß ihnen Herr Müller oder Herr Schulze den Leib des Herrn auf die Zunge legt. Ähnlich ist es auf vielen anderen Gebieten. Von einer falschen Entscheidung werden die Bischöfe zur anderen getrieben.

Aufschlußreich für die Verschiebung der Werte, die sich in der Deutschen Bischofskonferenz vollzogen hat, ist die Untersuchung der Gegenstände, die sie durch Strafdrohungen schützt. Wer heute etwas gegen den dreifaltigen Gott sagt, wer Jesus in einen bloßen Menschen verwandelt, wer die allerseligste Jungfrau schmäht, dem passiert nichts. Wer aber wegen all dieser Ungeheuerlichkeiten, die in der Kirche und von Dienern der Kirche geschehen, sich der Zahlung der Kirchensteuer durch den bürgerlichen Austritt entzieht, der wird von den Sakramenten ausgeschlossen.

Man möge mich nicht mißverstehen. Wir, die wir uns kritisch mit dem Tun und Lassen der Bischöfe beschäftigen, üben Kritik nicht aus Anmaßung, Überheblichkeit oder Pharisäismus. Wir tun es vielmehr in Wahrnehmung unserer Verantwortung und zugleich im Bewußtsein unserer Schwäche und unserer Erbärmlichkeit. Wir alle sind mitschuldig an dem heutigen Zustand der Kirche, weil wir nicht heilig sind und dadurch die Kirche verunstalten. Dennoch besteht ein Unterschied. Die permissiven Theologen und Bischöfe haben die größere Schuld, weil sie die Kirche maßgeblich leiten. Sie haben

den Einfluß und die Macht, sie sind verantwortlich für die Einrichtungen und die Gesetze der Kirche. Wir haben daran keinen Anteil, wir sind seit Jahren nur noch Objekte, nicht mehr Subjekte der Gestaltung der Kirche. So muß der heutige beklagenswerte Zustand der Kirche, soweit er sich von jenem vor 30 oder 40 Jahren unterscheidet, allein den progressistischen Theologen und Bischöfen zur Last gelegt werden.

## Schluß

Erhaltung und Auferbauung des Glaubens ist das erste Ziel der katholischen Seelsorge. Um diesem Zusammenhang wieder Rechnung zu tragen, sind eine Reihe von Maßnahmen notwendig. Der Progressismus, diese zerstörerische Bewegung, diese furchtbare Seuche, diese entsetzliche Erkrankung der Kirche, löst sich nicht von selbst auf, wenn wir nichts dazu tun, wenn wir die Hände in den Schoß legen, wenn wir nur zuwarten. In den letzten Jahren ist so viel Falsches, Törichtes und Schädliches in der Kirche geschehen, daß unser Reformprogramm immer mehr anschwillt. Im Gegensatz zu dem Vorwurf, wir seien unbeweglich, wird also der Katalog der Forderungen auf Veränderung, den wir aufstellen, von Tag zu Tag umfangreicher. So wird sich noch zeigen, daß wir die wahren Fortschrittlichen sind, und jene, die den Abbau und Ausverkauf betrieben haben, die Reaktionäre. Ich bin überzeugt, daß schon unwiederbringliche Zeit verloren ist. Aber um zu retten, was noch zu retten ist, darf fürderhin keine Zeit mehr versäumt werden.

1. Es besteht eine erschreckende Parallelität zwischen dem Bolschewismus und dem Progressismus. Beide leben von der Gewalt und von der Lüge, wenn auch mit den Unterschieden, die sich aus der Tatsache herleiten, daß der eine die Staatsmacht hinter sich hat, der andere sich der Kirchenmacht zu bedienen sucht. Gewalt kann sich hinter nichts anderem verbergen als hinter der Lüge, und die Lüge kann sich nur durch Gewalt halten (Solschenizyn). Ähnlich wie im bolschewistischen System verlangt der Progressismus von uns fortwährend Lügen. Wir sollen als Erneuerung ansehen, was Abbau und Zerstörung ist. Wir sollen als Fortschritt preisen, was Rückschritt und Auflösung ist. Wir sollen den Triumphalismus von München und Würzburg teilen, obwohl wir doch spüren, daß er ganz und gar unangebracht ist. Der Progessismus fordert, daß wir an dem Lügennetz mitweben, das er über die ganze Kirche breitet.

Solschenizyn hat die Bewohner der Sowjetunion aufgerufen, Schluß zu machen mit dem System der Lüge. Diese Forderung machen wir uns zu eigen

und rufen allen Gliedern der Kirche zu: Macht Schluß mit der Lüge! Die Lüge mag noch so mächtig, noch so dauerhaft, noch so geschickt sein — wir beteiligen uns nicht an ihr. Das ist der Schlüssel auch zu unserer Befreiung. Die Lüge geht zugrunde, wenn wir von ihr Abstand nehmen. Unterstützen wir die Lüge in keiner Weise! Sprechen wir nichts nach, was die Progressisten vorsprechen, wenn wir es als falsch erkennen! Unterstützen wir nicht und nirgends eine Sache, die wir für abwegig und irrig halten! Verlassen wir Sitzungen, Versammlungen und Vorträge, in denen Unfug und Lüge zu hören sind! Abonnieren und kaufen wir keine Zeitschrift, die der Lüge dient, die Tatsachen einseitig auswählt, einseitig darstellt, einseitig kommentiert!

Im einzelnen sind folgende Lügen endgültig zu begraben. Es muß Schluß damit gemacht werden, den Zusammenbruch des religiösen Lebens als Aufbruch zu bezeichnen, die Verfälschung des Glaubens als Neuinterpretation auszugeben, von Erneuerung zu sprechen, während sich, jedem unverbildeten Auge sichtbar, ein Ausverkauf katholischer Werte vollzieht, wie er m. W. in der Geschichte noch nicht dagewesen ist. Die Lüge muß aufhören in unserer Kirche, daß wir heute eine Reform erleben, was in Wahrheit eine Pervertierung unserer Kirche ist. Der permissive Katholizismus hat abgewirtschaftet und ist geistlich am Ende. Da er im Besitz von Macht, Geld und Propagandamitteln ist, vermag er seinen Zustand zu vernebeln und seine Bankrotterklärung hinauszuschieben. Darum fordern wir: Das Weiterwursteln, das Herummurksen, das Vertuschen, das Verkleistern, das Schönfärben, kurz, das ganze unwürdige und unwahrhaftige Getue, als befänden wir uns in dem Prozeß einer Erneuerung, statt, wie es richtig ist, in einem gigantischen Zusammenbruch, ist zu beenden.

Wir müssen endlich offen aussprechen, daß das Zweite Vatikanische Konzil daran litt, daß es in der Kirche keine wirkliche geistliche Erneuerungsbewegung gab. Weder mit Managern und Opportunisten noch mit wohlmeinenden, aber kleinkarierten Männern kann man eine Reform machen, die diesen Namen verdient. Die Mehrheit der Väter und Theologen des Zweiten Vatikanischen Konzils hat die Mahnung, die Ignatius von Loyola an die zum Konzil von Trient entsandten Patres Lainez und Salmeron richtete, Werke der Demut und Liebe zu üben, damit die Gnade des Heiligen Geistes um so reichlicher auf das Konzil herabfließe, je größeren Eifer man zuvor an den Tag gelegt habe, nicht beherzigt. Bei allem Respekt vor dem guten Willen der Konzilsväter muß man daher feststellen: Das Konzil hat Texte verabschiedet, aber kein Leben geweckt; es ist gescheitert. Manche wenden vielleicht ein: Ja, das Konzil ist schon recht, aber es ist

mißverstanden worden. Dagegen frage ich: Warum hat es nicht unmißverständlich gesprochen? Warum ist es an so vielen Stellen unklar, zweideutig? Diese Ambivalenz bringt es um seine Wirkung.

Weiter muß Schluß gemacht werden mit der Lüge, als ob die Bischöfe noch Herren ihrer Entschlüsse wären. Sie sind doch in Wahrheit weithin Vollstreckungsorgane von Theologencliquen und anderen pressure groups. Sie regieren nicht mehr, sondern lassen sich treiben, immer weiter ins Unheil hinein.

Aufgegeben werden muß die Lüge, als habe in den letzten Jahren in der Kirche ein Dialog stattgefunden. Wir alle wissen, daß die öffentliche Meinung in der Kirche von den verschiedenen Spielarten des Progressismus beherrscht und daß jede andere Ansicht entweder lächerlich gemacht oder totgeschwiegen wird. Von einem Dialog kann keine Rede sein.

Schluß gemacht werden muß auch mit der Lüge von dem heute angeblich erlaubten oder erwünschten Pluralismus. Wir erleben es doch tagtäglich, daß es keine Freiheit für diejenigen gibt, die den Gottesdienst in einer Weise halten wollen, wie es ihrer katholischen Überzeugung entspricht. Man kann heute in katholischen Kirchen beinahe alles machen, man kann selbstfabrizierte Hochgebete verwenden, Jazzmessen veranstalten, Tische zum Essen und Trinken aufstellen, nichtkatholische Geistliche predigen lassen. Nur eines darf man nirgendwo, nämlich die Messe Pius' V. in unveränderter Gestalt zelebrieren.

2. Um der Lüge zu widerstehen, braucht es Mut. Wir müssen daher sogleich eine zweite Forderung erheben. Machen wir Schluß mit Unentschiedenheit, Feigheit und Kriecherei! Bringen wir den Mut auf, der zum Zeugnis für die Wahrheit unentbehrlich ist! Sorgen wir dafür, daß Furcht und Trägheit überwunden werden, daß die Gläubigen die Kraft aufbringen, dem Boykott und Terror der Progressisten zu widerstehen. Wir müssen ihnen die Freiheit des Geistes und die Selbständigkeit des Urteils zurückgeben. Das „Sapere aude" (Wage zu denken) war selten so notwendig wie unter der Diktatur des Progressismus.

Wenn man uns leiden läßt, wenn man uns zurücksetzt und verfolgt, so dürfen wir uns darüber nicht wundern. Das Leid ist die Lebensader des Christentums. Die Kirche lebt, sofern sie leidet. Die Leiden, die man uns zufügt, müssen uns trösten und stärken. Sie sind das Zeichen der Erwählung, sie zeigen uns, daß wir auf dem rechten Wege sind. Fürchten wir uns nicht vor Verunglimpfungen! Wenn man z. B. uns „rechts" plaziert, wo doch heute jeder in der „Mitte" stehen will. Was ist denn diese Mitte? Ist sie dort, wo Unentschiedenheit, Feigheit und Halbheit zu finden sind? In den

Parlamenten der französischen Revolution bildete gewöhnlich jene große Zahl von Abgeordneten die „Mitte", die unentschlossen und bereit waren, sich von der entschlosseneren Minderheit ins Schlepptau nehmen zu lassen. Im Konvent hieß diese Mitte „Ebene" oder „Sumpf" oder noch verächtlicher „Bauch". In einer anderen Konstellation sah die „Mitte" wieder anders aus. So wußten sich Robespierre und sein Anhang in der Mitte zwischen Dantonisten und Hébertisten. Mit diesen Platzanweisungen werden offensichtlich keine Sachfragen entschieden. Wir sind weder rechts noch links noch in der Mitte, wir sind da und wollen da sein, wo Jesus ist. Wir sind gewiß eine Minderheit. Die Mehrheit steht — wie meistens — auf der anderen Seite. Entscheidend ist jedoch nicht die Zahl, sondern die Kraft des Geistes. Gewalt vermag nichts gegen Geist. Große Werke werden immer durch den Mut, den Unternehmungsgeist und den starken Glauben von einzelnen geschaffen. Die Masse geht stets den breiten, bequemen Weg.

3. Wenn es eine Wendung geben soll, dann muß der Gottesdienst wieder genuiner Ausdruck des katholischen Glaubens werden. Dann bleibt nichts übrig, als in allen wesentlichen Stücken zu der Liturgie zurückzukehren, wie sie vor der sog. Reform gefeiert wurde. Denn die heutigen Formen sind in der Regel schlechter als die früheren. Sie sind Erzeugnisse einer glaubensschwachen Zeit, von rationalistischen Prämissen und protestantischen Mustern eingegeben. Da sie nicht aus dem ungebrochenen Glauben kommen, vermögen sie auch nicht (zu ihrem Teil) den Glauben zu erwecken, zu stützen und zu erhalten. Daher, noch einmal: In jedem Fall und an erster Stelle Rückkehr zu der hl. Messe, wie sie der heilige Papst Pius V. festgelegt hat! Sodann muß die Ehrfurcht in unsere Gotteshäuser zurückkehren. Die Liturgie muß wieder fromm und würdig gefeiert werden. Auch die letzten Einzelheiten sind wichtig und dürfen nicht der Willkür überlassen bleiben. In der andächtigen Feier des Gottesdienstes und in der würdigen Haltung des Liturgen drückt sich sein Glaube aus. Sein gläubiges Beispiel vermag den Glauben der Liturgieteilnehmer zu stützen und zu stärken. Mit dem Experimentieren ist Schluß zu machen, der Mißbrauch des Heiligen ist zu beenden, die Gläubigen sind vor den unaufhörlichen Ärgernissen und Quälereien der Experimentatoren endlich zu schützen.

4. Der Glaube muß wieder in Reinheit und Klarheit festgestellt werden. Ein eindeutiges, jeder Ambivalenz entbehrendes Glaubensbekenntnis ist zu formulieren und mindestens jedem, der im Namen der Kirche lehrt, zur Annahme vorzulegen. Wer sie verweigert, ist seines Amtes bzw. Auftrages zu entheben, sei er Erzbischof einer großen Diözese oder Religionslehrer

an einem privaten Gymnasium. Der Irrtum hat in der Kirche keine Existenzberechtigung. Die Publikationen, die dem gläubigen Volk in die Hand gegeben werden, müssen frei von falschen, mißverständlichen und zweideutigen Aufstellungen sein. Bücher, Zeitungen und Zeitschriften, die sich als katholisch ausgeben, sind an der klaren Lehre der Kirche zu messen und nach ihr zu beurteilen. Die unbedingte Notwendigkeit, die Gläubigen wieder zur Klarheit und Festigkeit des katholischen Glaubens zu erziehen, wird ohne Zweifel auf größte Schwierigkeiten und Widerstände stoßen. Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit, Bekenntnisscheu, katholische Minderwertigkeitskomplexe, Mangel an sittlicher Anstrengungsbereitschaft werden sich entschieden gegen die Rückkehr zu gläubiger Haltung stemmen. Dennoch darf nicht gezögert werden, den Glauben in der Kirche wiederaufzurichten. Am Glauben hängt alles. Die Menschen wollen und müssen wissen, ob Jesus leibhaftig auferstanden ist oder ob er nur in der Phantasie der Jünger auferstanden ist. Sie wollen und müssen wissen, ob der verklärte Leib des Herrn in dem eucharistischen Opfersakrament wirklich gegenwärtig ist oder ob wir dort nur ein Stückchen Brot zum Zeichen der Zusammengehörigkeit austauschen. Sie wollen und müssen wissen, ob es ein ewiges Leben gibt oder ob mit dem Tode alles aus ist.

Bis es zu der Wendung kommt, die herbeizuführen nicht in unserer Macht steht, sind folgende Maßnahmen notwendig. Wir müssen den Gläubigen anhand der Lehre und der Geschichte der Kirche zeigen, daß Theologen und Bischöfe wanken, ja vom Glauben abfallen können, daß dies aber an der Wahrheit nichts ändert. Wir müssen den Gläubigen die Maßstäbe in die Hand geben, die sie instandsetzen, zwischen Lehrern des Glaubens und Irrlehrern zu unterscheiden. Kirchliche Veranstaltungen sind an ihrer Übereinstimmung mit dem unverrückbaren Glauben der Kirche und an ihrer Eignung, diesen Glauben aufzuerbauen, zu messen.

Ich kann mir nicht denken, daß jemand unter uns ist, der in der Glaubensnot unserer Zeit etwas von den heutzutage überall abgehaltenen Synoden erwartet. Döpfner und seine Kollegen haben alle vorher an sie gerichteten Warnungen abgetan. Als im vorigen Jahrhundert von einigen Theologen Synoden als Mittel der Erneuerung gefördert wurden, schrieb der Mainzer Dogmatiker Heinrich, die Synoden würden „eine wahre Schule" und ein „Herd der Opposition und Unzufriedenheit mitten im Schoß der Kirche". Genau das sind die Synoden in unserer Zeit geworden. Die Gemeinsame Synode der deutschen Bistümer der Bundesrepublik in Würzburg vermag auch eine nachsichtige Beurteilung nur als einen Vorgang zur Schwächung und Verwirrung der katholischen Kirche in Deutschland zu erkennen. Sie

ist ein bankrottes Unternehmen, das von den Kirchensteuermillionen künstlich am Leben erhalten wird. Wir fordern ihre augenblickliche Beendigung. Vor den Irrtümern und Ungeheuerlichkeiten dieser sog. Synode rettet nur eines: radikale Nichtbeachtung. Kein Bischof und keine Bischofskonferenz können Gläubige und Priester zwingen, der Kirche und der Religion Schaden zuzufügen. Das endlose, zerstörerische und lähmende Geschwätz auf allen Ebenen ist überhaupt zu beenden, und es ist zur Arbeit, zur Tat, zum Zeugnis überzugehen. Wo Beratung notwendig ist, ist sie kleinen Gremien von Fachleuten vorzubehalten.

5. Wenn der Glaube wieder aufgebaut werden soll, dann muß dies zuerst in den Priestern, den berufsmäßigen Zeugen und Lehrern des Glaubens, geschehen. Die Priester sind von jenen zu befreien, die ihren Glauben untergraben. Zersetzer des Glaubens haben weder an theologischen Fakultäten noch in den Bildungswerken der Diözesen etwas zu suchen. Sie sind aus den Redaktionen kirchlicher Zeitschriften ebenso zu entfernen wie aus den Beratungsgremien der Bischöfe. Gläubige Theologen sind mit allen Mitteln zu fördern. Ihnen ist in der Ausbildung der Priester und Religionslehrer die gebührende Stellung einzuräumen. Notfalls müssen neue, aber mit einwandfreien Theologen besetzte Studienanstalten gegründet werden. Erzbischof Lefebvre ist hier mit gutem Beispiel vorangegangen. Wir fordern die Bischöfe auf, sein Projekt zu unterstützen.

Würde und Verantwortung des Priesters sind wiederherzustellen. Die Priester sind an ihre Stellung in der Heilsordnung zu erinnern, die schwankenden und unentschiedenen sind zu Klarheit und Festigkeit zu bringen, die verbitterten und resignierten zu Freude und Aktivität zu bewegen, den verwirrten und orientierungslos gewordenen ist Sicherheit und Gewißheit zu schaffen. Die Priester müssen wieder fest im Glauben werden, dürfen kein Jota von der Glaubenslehre preisgeben und auch nicht das geringste Gebot der Sittenlehre nach dem Gelüst der Menge biegen. Damit dienen sie den Menschen letztlich am meisten. Die Tochter Stalins, Swetlana, die zum Christentum fand, schreibt über den ersten Geistlichen, mit dem sie in ihrem Leben sprach: „Er war streng wie die Wahrheit, die keine Schliche duldet, und darin lag seine große Hilfe."

Nehmen wir uns der Priester an! Schenken wir ihnen, vor allem jenen, deren Glauben bedroht ist, unser Gebet! Halten wir den Priestersamstag! Weisen wir Priester, Theologen, Religionslehrer und Bischöfe unermüdlich auf ihre Verantwortung für den Glauben hin! Lassen wir keine Verfehlung gegen den Glauben durchgehen! Sorgen wir dafür, daß jenen, die den Glauben gefährden und die Gläubigen verunsichern, die Möglichkeit genommen

wird, in der Kirche ihre Ansichten zu verbreiten! Machen wir den Bischöfen Mut, endlich einmal die notwendigen Maßnahmen zu treffen! Es ist besser, „einen Abfall einiger Unzufriedener zu dulden, als diesen Unzufriedenen in den ihnen gemachten Concessionen selbst die Handhabe zu bieten, um immer weiter zu wühlen" und „immer größere Concessionen zu fordern" (J. B. Heinrich).

Lassen wir uns nicht verblüffen durch die oft zu hörende Äußerung: Ach, Sie verstehen nichts von Theologie! Es mag sein, daß viele Gläubige und auch manche Priester nicht viel von Theologie verstehen. Das ist nicht schlimm. Wenn sie nur etwas vom Glauben verstehen! Und im Glauben stehen viele schlichte Menschen über so manchem scheinbar gebildeten Theologen. Sie kennen den Glauben, und sie haben den Glaubenssinn, sie merken, ob etwas dem Glauben entspricht oder ihm widerspricht, sie spüren den falschen Zungenschlag der Modernisten, sie erkennen, daß sich nicht selten unter orthodox klingenden Formeln der Irrglaube oder Unglaube verbirgt.

6. Leisten wir beharrliche Aufklärungsarbeit! Sorgen wir dafür, daß die echte katholische Glaubens- und Sittenlehre wieder den Menschen zu Gehör gebracht wird. Empfehlen wir gläubige Priester und Laien, machen wir das gläubige Schrifttum überall bekannt! Bald wird der zuverlässige Katechismus des Kardinals Gasparri wieder greifbar sein. Sorgen wir für seine Verwendung und Verbreitung!

7. Wenn die Kirchenführung versagt; wenn sie nicht mehr aufbaut, sondern niederreißt; wenn sie ihre Aufgabe nicht mehr erfüllt, sondern sich fremden Gegenständen widmet; wenn sie aus Feigheit, Schwäche oder Glaubensverlust die Sendung der Kirche verrät; dann bleibt den gläubigen Kirchengliedern nur die Selbsthilfe. Dann müssen wir Verkündigung, Gottesdienst und Disziplin in eigene Regie nehmen. Der kirchliche Gesetzgeber hat vielmals zu verstehen gegeben, daß er bereit ist, Widerstand anzuerkennen. In der Vergangenheit sind viele kirchliche Gesetze von unten herbeigezwungen oder abgeschafft worden. Die Hirten der Kirche haben regelmäßig den Willen der Anhänger der permissiven Theologie beachtet. Diese Erfahrung können auch wir uns zunutze machen. Leisten wir dem Abbau von oben Widerstand! Gehorchen wir dem höheren Gesetz! Fürchten wir nicht den Unwillen von Menschen! Wir werden uns hüten, dabei nach Willkür oder Laune vorzugehen. Wir halten uns vielmehr an die bewährte Tradition. Wir arbeiten dort weiter, wo unsere Väter im Glauben aufgehört haben. Wir folgen dem Beispiel und Vorbild heiliger Märtyrer und Bekenner. Wir gehen den Weg, den uns große Päpste und Bischöfe vorangegangen

sind. Wir arbeiten mit den erkennbar treuen und gläubigen Bischöfen zusammen. Wir bitten sie, Synoden und Bischofskonferenzen zu verlassen, auf denen irrige, schädliche oder bedenkliche Meinungen vorgetragen oder Beschlüsse gefaßt werden. Wir erinnern sie daran, daß kein Beschluß einer Bischofskonferenz sie ihrer Verantwortung für die ihnen anvertraute Diözese entheben kann. Wir bitten die Bischöfe, endlich ein offenes Bekenntnis abzulegen, daß sie sich geirrt und versagt und namenloses Unheil über die Kirche gebracht haben. Sie mögen sich dabei des erhabenen Vorbildes des Papstes Hadrian VI. erinnern. Ein solches Bekenntnis schändet sie nicht, sondern ehrt sie. Es wird ihnen bei den besten und treuesten Gläubigen das Vertrauen wiederbringen, das sie in den Jahren der Wirrnis verspielt haben. Dieses Eingeständnis der Irrung wird ihnen selbst die innere und äußere Freiheit wiedergeben.

Wir wenden uns an den Heiligen Vater und bitten ihn, die Lage in ihrem ganzen Ernst zu sehen und die Folgerungen daraus zu ziehen. Im einzelnen sind folgende Maßnahmen notwendig. Die Verantwortung des Einzelbischofs ist wiederherzustellen, das Untertauchen in der Bischofskonferenz und die Flucht in gremiale Beschlüsse sind zu unterbinden. Der Machtapparat der Bischofskonferenzen ist abzubauen, die Leitungsbefugnis der Römischen Kurie zu stärken. Zur Erneuerung der Kirche erschien es Papst Pius V. erforderlich, kirchliche Einrichtungen zu vereinheitlichen und sie römischen Zentralbehörden zu unterstellen. Dasselbe muß heute geschehen; nur ist es viel dringlicher als damals. Die Verleihung der Vollmacht an die Bischöfe, vom gesamtkirchlichen Recht in Einzelfällen zu befreien, ist rückgängig zu machen. Die Mehrzahl der Bischöfe ist dieser Befugnis nicht gewachsen und mißbraucht sie, indem sie jedem Druck und Trend der permissiven Theologen und ihres Anhangs nachgibt. Die Leichtigkeit und Unbedenklichkeit, mit der heute dispensiert wird, höhlt jedes Gesetz aus, untergräbt den Respekt vor dem Recht und macht die gesamte Ordnung der Kirche lächerlich. Es muß auch endlich eine wirksame Aufsicht über die Bischöfe und ihre Arbeit gewährleistet werden. Es ist ein unmögliches Verfahren, daß die Bischöfe ständig über sich selbst den Papst unterrichten, ohne daß ihre Angaben gründlich nachgeprüft und sie selbst zum Gegenstand der Kontrolle gemacht werden. Die Berichte der Nuntien sind kein Äquivalent für eine wirksame Aufsicht über die Bischöfe durch unabhängige Persönlichkeiten. Der Ungehorsam von Bischofskonferenzen, Kardinälen und Bischöfen ist offen zu brandmarken und zu ahnden. Widerspenstigkeit muß auch bei Bischöfen bestraft werden, nicht nur bei solchen, die heutige Bischöfe an ihren Aufgaben messen. Die oberste Kirchenführung muß mit dem leidigen Prinzip brechen, stark gegen Schwache und schwach gegen Starke zu sein.

Die Gleichheit vor dem Gesetz ist wiederherzustellen. Die Bischöfe können nicht länger tabu sein. Es muß gefordert werden, daß der Heilige Stuhl Bischöfe, die dem Papst ungehorsam sind, sich ihrem Amt nicht gewachsen zeigen, fortwährend schwere Versäumnisse begehen, zum Verzicht auf ihr Amt auffordert bzw. ihres Amtes enthebt. Was dem schuldlosen Kardinal Mindszenty widerfuhr, der politischen Erwägungen zuliebe geopfert wurde, das kann jenen Bischöfen nicht erspart bleiben, die als die Hauptverantwortlichen für die ungeheuerlichen Auflösungserscheinungen in der katholischen Kirche gelten müssen. Die Rücksicht auf einzelne Personen muß da ein Ende finden, wo das geistliche Schicksal von Millionen Gläubigen auf dem Spiele steht.

Es sollte den gläubigen Katholiken ermöglicht werden, sich um gläubige Priester zu scharen und mit ihnen eine Gemeinde zu bilden. Hier ließe sich etwas vom Protestantismus lernen. Wenn man in der katholischen Kirche protestantische Zustände eingeführt hat und sie weiterzuführen entschlossen ist, dann sollte man auch nicht zögern, den Gläubigen die Hilfsmittel in die Hand zu geben, die der Protestantismus seinen Mitgliedern gegen Irrglaube und Verwirrung zur Verfügung stellt. In Dänemark ist das System der Wahlgemeinden neben den ordentlichen Pfarrgemeinden eingeführt. Niemand ist verpflichtet, der Gemeinde, in der er seinen Wohnsitz hat, anzugehören. Durch eine Erklärung kann er sich einer beliebigen Gemeinde anschließen. Wenigstens 20 Familien können sich zu einer Wahlgemeinde zusammenschließen, einen Geistlichen berufen und ihn unterhalten. Diese so entstandene Gemeinde darf die Kirche der ordentlichen Pfarrgemeinde benutzen. Solche Wahlgemeinden sollten auch in unserer Kirche ermöglicht werden, damit die Gläubigen nicht länger gezwungen sind, Predigten anzuhören, in denen Irrlehren, Ärgernisse und parteipolitische Parolen vorgetragen werden, und Gottesdienste zu besuchen, denen sie nur mit Widerstreben folgen können. Die heute oft gebrauchten Worte Freiheit und Mündigkeit könnten hier auf ihre Echtheit geprüft werden.

8. Wir müssen den Ernst und die Verantwortung des christlichen Lebens wieder sichtbar machen, im Zeugnis unseres Lebens, aber auch in unserem Wort. Die Gläubigen sind zu religiös und sittlich gefestigten, kirchentreuen und opferwilligen Persönlichkeiten zu formen, die imstande sind, in den Widrigkeiten und Verfolgungen, die der Kirche bevorstehen, standzuhalten. Wir müssen sie auf das Innere ausrichten, ihren Glauben erleuchten und lebendig machen, soweit das menschlichem Bemühen zugänglich ist, ihre persönliche Verbundenheit mit Gott fördern, ihre Fähigkeit zum eigenen Beten ausbilden. Je reicher ein Mensch innerlich ist, um so leichter fällt es ihm, den Gottesdienst in der rechten Weise mitzufeiern, um so weniger

besteht die Notwendigkeit, ihn zu „beschäftigen". Das Gebetsleben der Gläubigen ist energisch und mit allen Mitteln aufzubauen. Bischöfe, Theologen und Priester haben hier mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie müssen das Gebet wieder als ihre wichtigste, dringendste und hilfreichste Aufgabe erkennen. Die dafür benötigte Zeit ist durch Reduzierung der Konferenzen, Sitzungen und Tagungen leicht zu gewinnen. Betrachtung, Rosenkranz- und Breviergebet sind den Priestern und den Priesterkandidaten unnachsichtig einzuschärfen. Die Kirchen, die heute vielfach geschlossen sind, sind wieder tagsüber offenzuhalten und die Gläubigen sind zum Gebet vor dem Allerheiligsten unermüdlich einzuladen. Die Bruderschaft vom Altarssakrament und die Tabernakelehrenwache sind neu zu gründen oder zu fördern. Der sakramentale Segen muß wieder öfter und mit der gebührenden Feierlichkeit erteilt werden. Die Ewige Anbetung und das Vierzigstündige Gebet müssen ihren Rang als Höhepunkt des religiösen Lebens der Pfarreien zurückgewinnen.

Alle Heiligen haben die Reform bei sich selbst begonnen. Von Birgitta und Katharina von Schweden wird berichtet, daß die schreckliche Verwahrlosung des kirchlichen Lebens in Rom — z. Z. des Avignonesischen Exils der Päpste — sie nicht entmutigte und ihre Treue nicht erschütterte, sondern im Gegenteil ihren Eifer erst recht entflammte. Aber sie fingen mit der Erneuerung bei sich selbst an. Sie beteten und büßten. Sie vertieften sich in das Leiden Christi. Sie arbeiteten bis zur Erschöpfung. Die kirchliche Erneuerung, die von dem hl. Johannes Kapistran ausging, hatte zum Leitgedanken: Das Christentum kann nur kennen, wer es selbst authentisch übt (Observanz); alles andere ist unmaßgebliches, wenn auch noch so schönes Gerede. Von Pius V. († 1572) konnte gesagt werden: „Er verkörperte geradezu das Ideal der innerkirchlichen Reform." So müssen auch wir die Reform bei uns selbst beginnen, müssen makellos vor Gott und den Menschen leben, sauber bis ins Innerste unseres Herzens, und zugleich erfüllt von dem verzehrenden Eifer für Gottes Ehre und der Menschen Heil. Wir müssen begeistert sein von unserem Gott, unserem Glauben und unserer Kirche, und wir müssen diese Begeisterung weitergeben an die Menschen unserer Umgebung, vor allem an unsere Jugend. Wir müssen einen Wandel führen, der die Unkenntnis und die Verleumdung unserer Feinde zum Schweigen bringt. Wir müssen unser Heil in Furcht und Zittern wirken. Wir müssen untadelige Kinder Gottes werden inmitten eines irren und wirren Geschlechtes, unter dem wir leuchten wie die Sterne im Weltall (vgl. Phil 2, 15).

*Vorstehender Artikel von Prof. G. May wird im Petrus-Verlag (52 42 Kirchen, Sieg 1, Martin-Luther-Str. 24) als Sonderdruck erscheinen.*

## Die alte und die neue Messe

Der „Courrier de Rome" beschäftigte sich in mehreren Folgen mit der Frage der Gültigkeit der neuen Messe. Ein ehemaliger Seminarprofessor teilte seine Reaktion darauf in einem Leserbrief mit, den die Zeitschrift am 15. 7. 1974 veröffentlichte. Der Geistliche schrieb:

„In der Nummer 123 des Courrier der Rome ist zu lesen: ‚Die Messe Pius' V. ist eine mehr als tausend Jahre alte Messe. Einige ihrer Elemente gehen sogar zurück auf die allerersten Jahrhunderte der Kirche, andere sind weniger alt . . .'.

Das stimmt sogar für die augenblickliche Messe, deren zentraler Ritus auf unseren Herrn, auf das Abendmahl, zurückgeht und deren allgemeiner Aufbau sich bereits Mitte des 2. Jahrhunderts in der Beschreibung der sonntäglichen Versammlung findet, wie sie vom hl. Justinus in seinen Apologien dargestellt wird. Man darf auch daraus schließen, daß die derzeitige Messe genauso wie die Messe des hl. Pius V. die Messe der Kirche, wie sie s c h o n i m m e r gefeiert wurde, fortsetzt und zurückgeht auf unseren Herrn Jesus Christus. Die Messe ist im Laufe der Jahrhunderte ganz durchwirkt worden mit Zufallselementen, von denen sie die jetzige Reform befreit hat, damit ihr echter Aufbau besser hervortrete. Von diesem Standpunkt aus betrachtet ist sie nicht nur keine Neuheit, sondern eine Rückkehr zum Altertümlichen. Daß Pius V. sein Missale promulgierte ‚ad perpetuam rei memoriam' ändert hieran nichts. Der hl. Pius V. selber hob bei der Inkraftsetzung seines Missale Bestimmungen seiner Vorgänger auf, die gleichfalls ‚ad perpetuam rei memoriam' erlassen worden waren. Die Nachfolger des hl. Pius V. haben neue Heilige in den Kalender aufgenommen entgegen den Entscheidungen des hl. Pius V., der die Zahl der im Kalender aufgeführten Heiligen reduziert hatte und die Einführung neuer verbot. Und zu Beginn dieses Jahrhunderts, im Jahre 1911 und im Jahre 1913, führte der hl. Pius X. eine Reform des Breviers und des Missale durch.

Was der eine Papst kann, das vermag auch ein anderer, der die gleiche Autorität besitzt wie er, auf disziplinarischem Gebiet (nicht in bezug auf die Lehre, wenn es sich um eine unfehlbare und unwiderrufliche Definition handelt) immer zu ändern, wenn ausreichende Gründe vorhanden sind, worüber er allein zu urteilen hat."

Der „Courrier de Rome" bemerkt hierzu:

„Daß der zentrale Ritus der Messe auf unseren Herrn, auf das Abendmahl zurückgeht, ist offensichtlich. Doch die Kirche hat es für nötig erachtet, diesen zentralen Ritus in einen Komplex von Gebeten und Zeichen

einzubauen, die auf diesen zentralen Ritus vorbereiten und ihn erläutern. Und wenn die ‚derzeitige Reform die Messe vereinfacht hat, damit ihr wirklicher Aufbau um so besser hervortrete', so darf man mit Recht das praktische Verschwinden der Opferung kritisieren, die doch von den ersten Jahrhunderten an den Sühnecharakter des Opfers herausstellt. Diese Verdrängung der Opferung und so vieler Gebete, die die triumphierende Kirche mit unseren Bitten vereinigen, ist sehr schwerwiegend. Denn dadurch läuft man Gefahr, den ganzen Sinn der Messe zu verfälschen. Solche ‚Retuschen', die gemacht wurden, um die Protestanten zu befriedigen, die kein ‚Sühneopfer' kennen, sondern lediglich das ‚Lobopfer', machen den Sinn der Messe für einen Teil des Gottesvolkes ungewiß.

Was die ‚Rückkehr zum Altertümlichen' angeht, so handelt es sich um eine moderne Krankheit, die es bereits zu allen Zeiten der Irrlehren gab. Es ist bedauerlich, wenn Kirchenmänner nicht begreifen, daß diese Strömung nur das eine Ziel hat, die Kirche und ihre Einrichtungen, ihre Notwendigkeit und das Gebäude, das sie Stein um Stein im Laufe der Jahrhunderte zur besseren Verteidigung des Glaubens errichtet hat, in Frage zu stellen."

Im Anschluß daran veröffentlicht der „Courrier de Rome" eine Stellungnahme von Erzbischof Marcel Lefebvre, dem der Brief des Seminarprofessors zugänglich gemacht worden war:

„Die derzeitige Reform mit der Reform oder besser mit dem Akt zu vergleichen, durch den der hl. Pius V. den lateinischen Ritus der Messe kanonisiert hat mit dem Ziele, den Glauben gegen die protestantische Ideologie zu schützen, beweist eine erhebliche Unkenntnis der Geschichte sowohl des Konzils von Trient als auch der Bulle des hl. Pius V., die daraus hervorging, wie der Geschichte des II. Vatikanums und seiner Liturgiereform.

Auf der einen Seite wird alles getan, um den traditionellen Ausdruck des wahren Glaubens zu schützen: den priesterlichen Chrakter, der den Priester von den Gläubigen unterscheidet, den Opfercharakter der Messe, wobei das Mahl lediglich eine Folge des Genusses des Schlachtopfers darstellt, den Sühnecharakter der Sündenvergebung, die wirkliche Gegenwart durch die Riten der Anbetung und Verehrung.

Auf der anderen Seite die ‚ökumenistische' Vorstellung (die Anwesenheit protestantischer Pastoren [1] ist ausreichend unterstrichen worden), die diesen Ausdruck so stark herabgemindert hat, daß der Zweifel sich in die Herzen der Gläubigen und der Priester einschleicht. Es war der Wille des Konzils von Trient und des hl. Pius V., den Glauben gegenüber dem Protestantismus zu verteidigen und aufrechtzuerhalten und dementsprechend fest zu bleiben im traditionellen Ritus.

[1] Ergänze: Bei der nachkonziliaren Liturgiekommission. D. Red.

Der Wunsch der Liturgiekommission, die damit beauftragt war, die sogenannten Orientierungen des II. Vatikanischen Konzils (die Abstimmung der Bischofssynode in Rom gegen die neue Messe zeigt, daß diese Neuheit nicht dem entsprach, was auf dem Konzil verlangt worden war [2]) zu verwirklichen, war dagegen, zu einem Meßritus zu gelangen, der alles vermied, was die Protestanten abschrecken könnte. Die Meßdefinition in Artikel 7 (in der ursprünglichen Institutio Generalis, d. Red.) ist ein klarer Beweis dafür.

Was die Untersagung der sog. Messe Pius' V. angeht, so muß man zunächst a priori feststellen, daß es sie niemals geben kann. Die Bulle des hl. Pius V. sagt das ausdrücklich. Wie hätte dieser hl. Papst solche Worte aussprechen können, die alle Priester für immer autorisieren, die Messe in diesem Ritus zu feiern, wenn er sich nicht bewußt gewesen wäre, als Verteidiger des Glaubens zu handeln in seiner spezifischen Rolle als universaler Hirte?

Zu behaupten, das, was ein Papst auf disziplinarischem Gebiet tue, könne ein anderer aufheben, steht im Widerspruch zur Tradition der Kirche in bezug auf die Kanonisierungen und die Approbationen der geistlichen Orden. Der Papst vermag einen Ritus, wie den der Messe, zu kanonisieren und ihn so anwendbar zu machen bis zum Ende der Zeiten, wenn er ihn für irrtumslos und notwendig für die Verteidigung des Glaubens erachtet. Das hat das Konzil von Trient auf der Ebene der Lehre gewollt und der hl. Pius V. in die Tat umgesetzt.

Die Frage des Kalenders und des Breviers ist mit dem Ritus der hl. Messe nicht zu vergleichen.

Das nimmt jedoch einem Nachfolger des hl. Pius V. nicht die Möglichkeit, einen neuen Ritus zu schaffen [3], den er in der Praxis fördern kann, der aber den traditionellen Ritus nicht ausschließen darf.

Das geschah faktisch mit dem ‚novus ordo'. Es gibt keine ausdrückliche Untersagung des alten Ordo. Und in dem Maße, wie die Gottesdienstkongregation oder die Bischofsversammlungen das Verschwinden des alten Ritus verlangen, begehen sie einen unerträglichen Amtsmißbrauch. Die Verbote sind nichtig und wertlos."

*Übertragung aus dem Französischen: Andreas Schönberger*

[2] Nichts in der Liturgiekonstitution deutet darauf hin, daß die Konzilsväter den Papst beauftragt haben, einen neuen ordo missae zu schaffen. In dieser Konstitution finden sich lediglich einige Wünsche, die tridentinische Messe zu vereinfachen.

[3] Unter der Bedingung, daß diese Neuheit in keiner Weise mittelbar oder unmittelbar die Glaubensgegebenheiten verletzt und den wesentlichen, von der Tradition überlieferten Lehren nicht zuwiderläuft.

## Boykott des Sakralen

Von Frits van der Meer

Bewußte Säkularisation beginnt mit dem Zurückdrängen des Sakralen, dem der regelrechte Boykott folgt. Das Sakrale ist eine hochstilisierte, aber auch einfach eine gute Form. Zu Recht stand in dem alten Kinderkatechismus, man müsse die Messe mit guten Manieren hören. Diese brauchen nicht immer Großartigkeit mit sich zu bringen, wohl aber Würde. In der Kirche von England hieß das kurz und bündig: „Order and Decency".

Ordnung, die „Taxis" der Pythagoräer vor zweieinhalbtausend Jahren, ist das zu allererst Notwendige. Jede Form von Ordnung, Stilisierung und Verfeinerung ist ein Sieg über die Anarchie und unterscheidet von altersher Griechen und Barbaren. Haß gegen Ordnung und gute Form ist immer ein Zeichen inneren Verfalls, d. h. innerer Unordnung.

Der Verfall eines monastischen Ordens begann zu allen Zeiten damit, daß man die Tagesordnung, die „regularitas" umging oder offen freigab; unter dem Vorwand der Gastfreiheit und Wendigkeit wird sie dann preisgegeben. Die Stille wird wegen der Geselligkeit abgeschafft, d. h. wegen der Geschwätzigkeit. Die Klausur, mit der der Begriff Claustrum natürlich steht und fällt, wird aufgegeben, um so viel wie möglich Zerstreuung aus der Welt hereinzuholen, Familienmitglieder zu empfangen und andere Leute, die nichts Gutes zu holen oder zu bringen und da gar nichts zu suchen haben. Ich denke an die strengen Klausur-Klöster. Kein Wunder, daß die echten kontemplativen wie auch die weltlich gesinnten Ordensleute sich beide nicht mehr zu Hause fühlen. Die ersteren wollen den geschlossenen Hof und vacare Deo, die letzteren die offene Tür und das gewöhnliche Leben. Warum sie dann nicht in die gewöhnliche Welt zurückkehren, ist ein Rätsel. Dagegen ist in bestimmten Klöstern viel verbessert, das gewiß: aber dies hätte auch geschehen können, ohne unaufgebbare Traditionen über Bord zu werfen.

Unentbehrlich ist die sakrale Form im Gottesdienst, und da ist sie wie in einem kostbaren und geheimnisvollen Samen mit der Einsetzung der Mysterien, die wir Sakramente und Sakramentalien nennen, gegeben. Diese Lebensbäume sind mit einer Sorge aufgezogen und zu einer Pracht von Lebens- und Gedankenformen aufgeblüht, die in der Kulturgeschichte ihresgleichen nicht findet. Wie verfänglich, sie anzutasten!

Heute beschneidet, fällt und rodet man flott drauflos, und die neuen Stecklinge sind nicht viel besser als weltlicher Wildwuchs. Und wie man sich in dem geistlichen Garten zu benehmen hat, das hat man vergessen.

Der Leib tut nichts oder er beeinflußt den Geist. Aber der Geist kann nicht ohne die geeignete Haltung des Leibes funktionieren. Wer niederkniet, die Hände faltet, das Haupt beugt, die Augen schließt oder auf einen Tabernakel oder auf ein Kreuz oder auf eine Ikone oder selbst auf einen Wald still brennender Kerzen richtet und sich innerlich still verhält und lauscht und Gottes Gegenwart bedenkt, betet schon halb, il se met en prière, er „begibt sich ins Gebet".

Wird dies alles schwer oder sogar unmöglich gemacht, wie in den heutigen Kirchenschuppen, dann ist auch für einen heroischen Willen das Beten unvollziehbar. Knien kann man nicht. Zum Stehen, wie in den altchristlichen, in den mittelalterlichen und heute noch in den orthodoxen Kirchen, war man hier doch schon zu kleinbürgerlich: man will ständig sitzen. Seit dem späten Mittelalter haben die Niederländer nach Sitzbänken mit Lehnen, Kissen, mit einer kleinen Buchablage und schließlich mit einem Türchen und einem Ofen geschmachtet. In angelsächsischen Ländern war es der Kirchenstuhl (pew), der durch die Oxford-Bewegung wenigstens wieder aus dem Chorraum entfernt und durch die alten Chorgestühle für das Stundengebet ersetzt und außerhalb des Chorraumes auf vernünftige Proportionen zurückgebracht wurde. In Frankreich saßen die Honoratioren in offenen Logen, wo man hinten drin sachte schwätzen konnte. In den mitteleuropäischen Ländern saßen die Duodez-Fürstchen mit ihren dicken Gemahlinnen in verglasten Kästen mit Schiebefenstern für die Predigt. Das ist nun vorbei. Aber wir sitzen Knie an Knie auf Kinostühlen.

Die Bürokraten, die Kirchenbau und -einrichtung unter sich ausmachen, scheinen die Heizung, die Sitzgelegenheiten, die Kaffeestube, die Garderobe und die Möglichkeit, möglichst viele profane Nebenbeschäftigungen unterzubringen, wichtiger zu finden als die sakrale Atmosphäre: kein Wunder, daß niemand mehr etwas Kostbares für sein Heiligtum opfert.

Alles, was auf Hierarchie und auf Mysterien hinweist, muß fort. Von dem Dissidenten übernimmt man klaglos alles, was die gesalbte und aus dem Himmel herabgekommene Stadt in ein Versammlungslokal und eine Sonntagsschule verändern kann. Keine Trennung mehr von Heiligtum und Kirchenschiff. Keine Schranken mehr um den Altar. In einem Kreise sitzen, während der Pfarrer hinter dem Tisch steht. Den Taufbrunnen am besten daneben auf einem Podium. Das tiefsinnige und uralte Symbol der e i n e n Gebetsrichtung für alle [1] ist abgeschafft worden, damit man in einem Kreis

[1] Die physische Ostung ist in der verplanten Stadt beinahe immer unmöglich. Was das Für und Wider der symbolischen einen Gebetsrichtung betrifft, verweise ich auf eine Abhandlung in der Zeitschrift „Streven" 16 (Dez. 1962), 1, 3 (Facie ad populum). Die Tradition hat im Osten und Westen immer daran festgehalten. Das „Umdrehen" des Altars ist eine unmotivierte und anti-sakrale Neuerung und nichts anderes.

umeinander sitzen und einander ins Gesicht und weiter auf das Mikrofon, auf die Fäden und den Reißverschluß des Meßgewandes schauen kann. Auch die unglückliche Mode, möglichst viele Priester um einen Altar zu gruppieren, die man „Konzelebrieren" nennt, liefert kaum jemals ein ergreifendes Schauspiel. Sie nimmt vielmehr den Hinweis auf den großen Gedanken fort, daß der eine Vollzieher des hl. Ritus die Einzigkeit unseres Herren und Hohepriesters abbildet [2].

Die heiligen Geheimnisse selbst sind, so sagt der einfache Gläubige, noch „richtig gültig". Aber sie sind aller Schleier und vor allem alles Glanzes entkleidet. Es ist noch nicht so weit, daß alle Kelche im Schaufenster ausgestellt und alle silbernen Leuchter verschachert werden. Wo sollten wir denn auch damit hin? Auf unsere heiligen Küchentische? Die Denkmalspflege steht da noch im Wege, und man kann den Gläubigen außerhalb der Clubs der „Brot- und Becher-Symposien" nicht alles weismachen. Die alten Paraphernalien (= Sondervermögen der Ehefrau, das ihr Eigentum bleibt und nur der Verwaltung des Ehemannes untersteht. D. Red.) tun zwar noch ihren Dienst, aber manchmal verschwinden sie geräuschlos, nicht ohne Geschick, denn es gibt da wenig Protest.

Was die Atmosphäre weiter bestimmt, sind Dutzende von Anschlagblättern mit Photos, Losungsworten und Reklamen für gute Zwecke, manchmal abgewechselt durch Kinderzeichnungen und anderes Ausstellungsmaterial. Dieses Zeug, das früher noch in dem Eingangsportal hing, hängt nun auch in den Seitenschiffen bis vorne hin: der Kirchenraum wird dadurch zur Hälfte in ein Versammlungslokal einer Oppositionsgruppe verwandelt. Man stelle sich so etwas in einer Orthodoxen Kirche oder in einer Moschee vor! Man denkt an das arabische Sprichwort: „Mauern sind die Schultafeln der Narren".

[2] In der Alten Kirche kam es gelegentlich vor, daß nicht der Hauptzelebrant, sondern der verehrungswürdige Gastbischof die Worte über den Kelch sprach, und zwar allein. Die Griechen kennen zwar den Gebrauch, daß einzelne Priester mit am Altar schweigend in Unterordnung stehen. Der russische Brauch, in einem leisen Rezitativ mit einzelnen Flexionen die hl. Worte zu singen, wobei die Stimme des Zelebranten dominiert, und dabei leicht eine Hand auszustrecken, geht auf die Zeit von Pjotr Mogila, dem Metropoliten von Kiew, zurück, der dies von den Unierten übernommen hatte. Diese kannten es von dem lateinischen Brauch her, bei der Priester- und Bischofsweihe zusammen zu konsekrieren.

So viele Priester wie möglich um einen Altar zu gruppieren, weil alle „mittun müssen", zeugt von einer allzu klerikalen Auffassung des Auftrags des Priesters, der doch seit den ältesten Zeiten nichts anderes ist, als jemand, der für die Menschen zum Vollzug des hl. Ritus bestellt ist. Die gute Absicht, die Vielzahl von privaten Messen zu vermeiden, ändert nichts daran. Mit Recht wollte der hl. Benedikt in einer Abtei nur einen Priester, der wegen seiner Weihe zu ehren sei, aber sonst innerhalb der Gemeinschaft keinen Vorrang haben sollte. Wie dem auch sei, will man etwas Neues einführen, dann geschehe es mit Würde unter Vermeidung alles dessen, was an einen Sprechchor denken läßt oder an das Reihum-Aufsagen von Sprüchlein wie in einer Schulklasse.

Etwas Kostbares war das geweihte Gewand, nicht nur innerhalb der Kirchenmauern, sondern auch inmitten des Gewühls der Außenwelt. Wie begreiflich, daß Kemal Pascha, der das Opium der Religion in der Türkei loswerden wollte, jeden Fez, jeden Turban, jeden Priesterkragen verbot und mit der Polizei das Straßenbild von allen geistlichen Gewändern jedwelcher Religionen [3], von den Derwischen und den Hadschis, den Mekka-Pilgern, ebenso wie von dem griechischen Popen und den lateinischen Talarträgern reinigen ließ.

Das priesterliche Kleid und der Ordenshabit isolierten den Träger von der profanen Menge: für jeden war es deutlich, daß diese Menschen freiwillig, auf Grund einer höheren Berufung, aus dem Ur der Chaldäer weggezogen waren. Sie erregten Aufsehen, Spott, Ehrfurcht oder Gleichgültigkeit. Nun, das bringt ihr Stand mit sich, es muß dieses Standes willen eben sein, es macht ihre Situation deutlich [4].

Plötzlich sind sie nun verkleidet, und sie sehen wie Deklassierte aus, sichtlich auf den Hund gekommen. Nach vielem Wind haben zumindest die meisten Nonnen ein gewisses Maß und noch etwas guten Geschmack behalten. Die Männer sind immer noch leicht lächerlich und auch unter ihrer Verkleidung immer noch zu erkennen. Und gibt es etwas Verboteneres, als in einer gepfeffert teuer restaurierten alten Domkirche in Frankreich oder hier — das tut nichts zur Sache — einen jungen und meist netten und hart arbeitenden Priester herumspringen zu sehen wie einen Lagerknecht, der in einem auffallenden Hemd und einer gruseligen Hose steckt?

Das stärkste Band zur sakralen Tradition scheint — wie ist es nur möglich? — noch immer die sakrale Musik zu sein. In einzelnen glücklichen Pfarreien halten wackere Chöre den großen Stil des Hochamtes noch aufrecht. Und wenn sie mit etwas Klassischem kommen, strömt die Kirche voll und niemand schaut auf die Uhr. Aber wenn die Herrlichkeit verklungen ist, siehe, dann tut der Zelebrant seinen Mund auf und beginnt nach seiner Art von „Gutem Morgen", die erbärmlichen Machwerke von Gebeten oder liederliche Übersetzungen von etwas Erhabenem aufzusagen. Texte, die ihm zugeschickt werden oder die er sich aus seinem Daumen gesaugt hat. Von dem neuen Missale hat er nie etwas gehört, wenn er auch noch den Kalender in seinem Kirchlichen Amtsblatt und auch etwas von Gebeten in den „Übersetzungen" findet.

[3] Eine Ausnahme wurde für den Sheik Ul Islaam und für den Orthodoxen Patriarchen gemacht.

[4] ... oder es macht ihre Situation grotesk: den teuer tafelnden Barfüßermönch. Und: „Nach der Konferenz", ein geliebtes Genre-Stück im vorigen Jahrhundert.

Wie kommt nur der Niederländer, der doch schon ein schlechter Schauspieler und ein noch schlechterer Redner ist, der poetisch am wenigsten schöpferische von allen Europäern und mit den schlechtesten Manieren, auf die Idee, daß er es besser macht, als seine 2000jährige, die ganze Welt umspannende Kirche es ihm zu tun gebietet?

Nirgends ist die Invasion der profanen Welt schließlich so brutal wie in der Predigt. Wäre diese nur eine harmlose nächste Gelegenheit zur Zerstreuung! Sie ist für Unzählbare einfach ein Ärgernis, das Zusehenmüssen, wie die Nichtigkeiten aus den Tagesneuigkeiten wiedergekaut werden, als ob für den Gläubigen wie für den Weltweisen Ereignisse etwas anderes sein könnten als Schaum [5].

Eine gute Predigt ist jene, der ich lauschen kann wie ein Andächtiger, der vor den Ikonen des WORTES steht.

*Übersetzung aus dem Holländischen: Gerhard Fittkau*

*(Vergl. Vorspann in UVK 4/74, S. 221)*

[5] Paul Valéry.

# DOKUMENTE, BRIEFE, INFORMATIONEN

## Zur Verabschiedung des neuen deutschen Meßbuches

In der Presse wurde schon allgemein bekanntgegeben: Am 23. September 1974 haben die Bischöfe der deutschsprachigen Länder bei ihrer Konferenz in Salzburg das neue Deutsche Meßbuch gebilligt.

Aus dem Bericht des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Julius Kardinal Döpfner, über die Ergebnisse der Herbstversammlung bei der Pressekonferenz in München (Freitag, den 27. September 1974) entnehmen wir: „Es ist vorgesehen, daß das neue Deutsche Meßbuch zu Ostern vorliegt und ab ersten Fastensonntag 1976, also nach einer ausreichenden Übergangszeit, verpflichtend wird" (vgl. DT vom 1. Oktober 1974). Von einem direkten Verbot der Messe Pius' V. ist in den bisherigen Verlautbarungen nichts zu finden. Sollte man auch wirklich den Mut haben, für die Gruppen- und Kindermessen die gewagtesten Freizügigkeiten zu gestatten — wir bringen demnächst eine Dokumentation darüber, wie weit diese in der Praxis gehen — und den altehrwürdigen Ritus, der über vierhundert Jahre gültig war, zu verbieten? [1] Wir wollen aber erst die genauen Ausführungsbestimmungen abwarten, ehe wir uns weiter mit diesem Thema beschäftigen.

Mehrere Eingaben sind auch an die Bischöfe gemacht worden, die neuen Texte noch nicht zu approbieren. Wir veröffentlichen im folgenden ein Dokument, das zwar schon eine weite Verbreitung gefunden hat — Pfarrer Schamoni hat es in der September-Ausgabe der „Offerten-Zeitung" als Sonderdruck von „Theologisches" eingelegt, so daß es 23 500 überwiegend geistliche Adressaten erhalten haben —, das aber auch in der UVK publiziert zu werden verdient: unsere Leser sollen zur Kenntnis nehmen, daß auch von unserer Seite kein Mittel unterlassen wurde — bei den Unterzeichnern finden sich etliche Anhänger der UNA-VOCE-Bewegung —, um die Bischöfe von dem verhängnisvollen Schritt abzuhalten. A. T.

[1] Bis zu welchem Fanatismus der Haß gegen die alte Messe geht, dafür ein Beispiel: Prof. Georg May hielt sich in der zweiten Septemberhälfte dieses Jahres zu Studienzwecken in Paris auf. Er zelebrierte in der Pfarrkirche St. Marcel, die in unmittelbarer Nähe seines Hotels lag. Sein Meßbuch hatte er selbst mitgebracht, und er las eine stille hl. Messe außerhalb der Gemeindegottesdienste. Nachdem er schon viermal zelebriert hatte, wurde er eines Tages von dem etwa zweiundzwanzigjährigen Sakristan — allem Anschein nach ein Theologiestudent — am Altare (!) behindert, die alte Messe zu feiern: „Entweder lesen Sie die neue Messe oder überhaupt nicht!" In der Sakristei fragte ihn bei der anschließenden Auseinandersetzung über diesen ungeheuerlichen Vorfall ein Priester der Pfarrei, warum er nicht die neue Messe zelebriere. Auf die Antwort von Prof. May, er fände die Texte dieser Messe zu arm und das Ganze zu protestantisierend, entgegnete der Priester, er fände es gut, daß die neue Messe schlichter geworden sei und wir mit den Protestanten in Einklang kommen können. — Auf den rechtlichen Hinweis, daß er als deutscher Priester von seinem Bischof noch privilegiert sei, die alte Messe zu feiern, erwiderte er: „Aber nicht in Paris!" — Prof. May verlegte seine Meßfeier an den folgenden Tagen in die Kathedrale „Notre-Dame", wo er unbehelligt an einem Seitenaltar den alten Ordo zelebrieren konnte.

**An die Bischöfe der Länder des deutschen Sprachgebiets**

Eminenz,
Exzellenz,

Die auf den 23. September 1974 nach Salzburg einberufene Bischofsversammlung war Anlaß einer am 3. und 9. August in Augsburg abgehaltenen Arbeitstagung zu dem Thema: „Approbation einer definitiven deutschen Ausgabe des neuen Missale Romanum?".

Die in den Beilagen namentlich Genannten beschlossen, den Vorsitzenden der Bischofskonferenzen der Länder des deutschen Sprachgebiets zwei Vorschläge zur Salzburger Tagesordnung zu unterbreiten. Als Schriftführer habe ich die Ehre, Ihnen hiermit diese Vorschläge samt Begründung in der in kleinerem Kreis erarbeiteten Formulierung zur Kenntnis zu bringen. Die Texte wurden den Unterzeichnern zur abschließenden Billigung zugeleitet.

Wir wissen, daß bei der Aufstellung der Tagesordnung nur Vorschläge von Mitgliedern der Bischofskonferenzen oder von Kommissionen zu berücksichtigen sind. Daher richten wir an Sie die inständige Bitte, auch durch eigene Vorschläge dafür sorgen zu wollen, daß unsere Anliegen im Plenum zur Diskussion gestellt werden. Wir glauben nicht, daß Sie dabei an Fristen gebunden sind, da es hier um Fragen geht, die ohnehin in Salzburg anhängig sind.

Die den liturgischen Kommissionen eingeräumten Kompetenzen entbinden keinen Bischof von der ihm eigenen Verpflichtung, als „Hohepriester seiner Herde" in seiner Teilkirche „den Kult der christlichen Religion der göttlichen Majestät darzubringen und zu betreuen" (LG, nr. 26). So wartet das Kirchenvolk mit wachsender Ungeduld darauf, daß die Hirten in eigenständiger Verantwortung die Liturgie dem Sog progressiver Verfremdung entreißen. Wir sind daher gewiß, daß wir mit diesem an alle Bischöfe gerichteten Appell in der Öffentlichkeit ein weithin zustimmendes Echo finden.

Ihr Ihnen in Xto aufrichtig ergebener
*Dr. Rudolf Gewaltig, Notar*

31. 8. 1974

*Herr Dr. Th. Brunner*
*H. H. Prof. Dr. G. Fittkau*
*H. H. Mgr. Dr. E. Hesse*
*Herr Prof. Dr. D. v. Hildebrand*
*Frau Dr. Inge Köck*
*H. H. Mgr. Dr. J. Lieball*
*H. H. Kaplan Gottfried Melzer*
*Frau Elisabeth de Saventhem*
*H. H. Pfr. W. Schamoni*
*Herr Hofrat Dr. W. Schwarzer*
*Herr Prof. Dr. W. Siebel*
*Herr A. Tinz*
*Herr Prof. Dr. W. Waldstein*
*H. H. Mgr. DDr. K. Gamber*
*H. H. Pater G. Hermes*
*H. H. Dr. E. Kamenicky*
*H. H. Dr. Th. Kurrus*
*H. H. Prof. Dr. G. May*
*H. H. Mgr. Prof. Dr. J. Overath*
*Herr Dr. E. M. de Saventhem*
*H. H. Dr. J. Schumacher*
*Herr Prof. Dr. J. Seifert*
*H. H. Mgr. Dr. F. Simmerstädter*
*H. H. Mgr. Dr. W. Waitz*
*H. H. Gymn.-Pfr. J. Zimmermann*

**Zwei Anträge für die Salzburger Bischofsversammlung**

Antrag 1: Endgültige Approbation erst nach mehrjähriger Erprobung.

Anstelle der von den liturgischen Kommissionen beantragten Approbation einer definitiven deutschsprachigen Ausgabe des neuen Missale Romanum mögen die Bischöfe *folgenden Beschluß* fassen:

*Die mit dem Antrag um Approbation den Bischofskonferenzen vorgelegten deutschen Texte des neuen* Missale Romanum *sollen gedruckt werden. Sie treten ab ihrem Erscheinen im Buchhandel an die Stelle der bisherigen provisorischen Texte und sollen in allen in deutscher Sprache nach dem neuen Ritus gefeierten Messen benutzt werden. Die Approbation dieser Texte als der definitiven deutschsprachigen Ausgabe des neuen* Missale Romanum *ist in Aussicht genommen, wenn sie sich nach mehrjähriger Erprobung als voll geeignet erwiesen haben.*

*Begründung zu Vorschlag I*

1. Die Salzburger Versammlung der Bischöfe erfüllt viele Gläubige mit Zuversicht, aber auch mit Sorge. Mit Zuversicht deshalb, weil die Mehrzahl der nach Salzburg Gerufenen in der Einführung der neuen Meßliturgie bisher mit so großer Umsicht und pastoraler Klugheit vorging. Aber auch mit Sorge, denn die formale „approbatio" einer definitiven deutschen Ausgabe des neuen Missale Romanum käme der bischöflichen Gutheißung der gesamten liturgischen Entwicklung der letzten zehn Jahre gleich. Der Wert dieser Entwicklung für das Leben der Kirche ist jedoch inzwischen immer heftiger umstritten.

2. Wie tief die Kontroverse reicht, zeigte erst kürzlich der unüberhörbare Konsens kritischer Stimmen, die den 10. Jahrestag der Verabschiedung der Liturgiekonstitution des Konzils zum Anlaß nahmen, um auf die vielfache Fragwürdigkeit des Reformwerks hinzuweisen. Der Optimismus, der jeden Aufbruch in Neues begleitet, weicht zunehmend einer nüchternen Bestandsaufnahme. So etwa kürzlich Kardinal Döpfner: „Heute gehen die Menschen zur Kommunion, wie sie früher Weihwasser nahmen."

3. Zu solcher Bestandsaufnahme gehören unter anderen Feststellungen auch die folgenden, die kaum mehr bestritten werden:
   - Erschreckender Rückgang des Kirchenbesuchs und des Sakramentenempfangs — außer der Kommunion! —, sogar der Taufe
   - Verarmung und Verflachung des liturgischen Vollzugs — „Sermonitis", Intellekutalisierung, Politisierung
   - Aufsplitterung der liturgischen Einheit in Partikularliturgien — von dem unübersehbaren Wirrwarr im Bereich der liturgischen Subkulturen ganz abgesehen
   - Zwangsläufige Selbstzerstörung jeder neuen liturgischen Form durch das alles beherrschende Prinzip der kreativen Dynamik
   - Umfunktionierung der Liturgie in bloßes Gemeinschaftserlebnis von „oft unerträglichem Subjektivismus" und ihre Verfremdung durch rein weltimmanente Motive
   - Programmatischer Abbau tragender Elemente des priesterlichen Amtes — mit den bekannten schwerwiegenden Folgen: Krise des Priesterbildes, Versiegen der Vokationen, Flucht aus der priesterlichen Verpflichtung
   - Unbedenkliche Verwertung umstrittenster katechetischer Thesen bei der Gestaltung und Deutung der liturgischen Handlung

— Einseitige ökumenisch orientierte Vorleistung zu Händen der reformierten Bekenntnisse und gleichzeitig Vergrößerung des Abstands zu den Ostkirchen
— Preisgabe des durch seine sublime Inspiration einzigartigen kulturellen Erbes und somit Verlust der ihm eigenen Anziehungskraft, nicht zuletzt für Außenstehende
— Äußerst schmerzliches „scandalum pusillorum" . . .

4. Angesichts dieser bestürzenden Feststellungen verbietet sich jede Maßnahme, die als bischöfliches placet solcher Fehlentwicklungen aufgefaßt werden könnte oder müßte.

5. Nüchterne Bestandsaufnahme verbietet überdies, sich der Illusion hinzugeben, das „Eigengewicht" einer definitiven deutschsprachigen Ausgabe des neuen Missale Romanum würde den liturgischen Wildwuchs absterben lassen. Von Anfang an hat die Reform gegen jenes Grundgesetz verstoßen, von dessen gewissenhafter Beachtung ihr Gelingen entscheidend abhing: „Neuerungen sollen nur eingeführt werden, wenn ein wahrer und mit Sicherheit zu erwartender Nutzen der Kirche es fordert" (SC, nr. 23). So fehlt der neuen Ordnung jede wesensmäßig-innere normative Kraft, und mit dem sie prägenden „Prinzip der Wahl" verleiht sie selbst das Recht auf ihre Ablehnung.

6. Die in Salzburg beantragte Approbation darf auch nicht zum bloß formalen Abschluß fünfjähriger liturgiephilologischer Bemühungen heruntergestapelt werden. Es geht hier vielmehr um einen oberhirtlichen Hoheitsakt von ganz außerordentlicher Tragweite. Er wird das Glaubensbewußtsein und das religiöse Leben der kommenden Generationen entscheidend beeinflussen, ja beherrschen. Die eben einsetzende Rückbesinnung auf bisher vernachlässigte Grundforderungen echter liturgischer Erneuerung würde durch die Approbation der jetzt vorliegenden Formen der neuen Meßordnung künstlich abgewürgt. Damit aber wäre weithin jener Weg versperrt, der allein zu einer dauerhaften Lösung der aufgestauten Probleme führen kann.
*Wir richten daher an jeden einzelnen der nach Salzburg gerufenen Bischöfe den dringenden Appell, von der definitiven Approbation der deutschen Ausgabe des neuen Missale Romanum vorerst abzusehen.*

7. Dennoch werden die Bischöfe wünschen, die von so vielen Fachkräften geleistete philologische Arbeit angemessen zu würdigen. Diesem Wunsch trägt unser *Vorschlag I* voll Rechnung. Zur Qualität der in Salzburg vorzulegenden Texte können wir kein eigenes Votum abgeben, da das Liturgische Institut Trier unserem Antrag, sie uns zum Studium zu überlassen, nicht zu entsprechen vermochte.

Antrag 2: Die altbewährten liturgischen Formen sollen weiterhin gepflegt werden

Im Zuge legitimer Anpassung an die „Tradition' und Eigenart der verschiedenen Völker, Gebiete und Gruppen" mögen die Bischöfe *folgenden Beschluß* fassen:

*Im Sinne der Bestimmungen der nr. 6 der „Institutio Generalis" zum neuen* Missale Romanum *sollen die liturgischen Kommissionen dafür sorgen, daß in den Ländern des deutschen Sprachgebiets zu den „von der Kirche angebotenen Ausdrucksformen und Riten" (IG, nr. 5) auch alle jene Texte und Riten gerechnet werden können, die im Missale Romanum „ex decreto SS. Concilii Tridentini restitutum" amtliche Anerkennung fanden und aus denen „zahllose heilige Menschen für ihr geistliches Leben in reichstem Maß wertvolle Anregungen geschöpft haben" (Const. Apost. „Missale Romanum" vom 3. April 1969).*

*Begründung zu Vorschlag II*

1. In Salzburg soll über den Antrag entschieden werden, die Benutzung der neuen Meßordnungen in den Ländern des deutschen Sprachgebietes von einem bestimmten Datum an verbindlich vorzuschreiben. In der Interpretation seiner Verfasser würde ein dahingehender Beschluß implizite das Verbot enthalten, die Messe n a c h dem so bestimmten Datum weiterhin in der Ordnung des früheren Missale zu feiern.
*Mit aller Eindringlichkeit warnen wir vor diesem Schritt, dessen voraussehbare Folgen dem kirchlichen Leben in unseren Ländern irreparablen Schaden zufügen würden.*

2. Eine Vielzahl von Priestern und Laien, von denen die meisten den kirchlichen Oberhirten in besonderer Treue und Ergebenheit verbunden sind, würde durch diese Maßnahme zutiefst verunsichert und in die geistliche Emigration getrieben.

3. Als lebendigem Zeugnis der wesenhaften und existentiellen Bindung kirchlichen Lebens an die gesunde Überlieferung gebührt der gewachsenen alten Meßordnung ein Ehrenvorrang — gerade in unserer Zeit eines verdunkelten, ja verlorenen historischen Bewußtseins. Eine durch administrative Maßnahmen angestrebte Abschaffung dieser Meßordnung wäre ein so eindeutiger Akt von Traditionsfeindlichkeit, ein so gewaltsamer Bruch mit der liturgischen Kontinuität, daß damit auch in allen übrigen kirchlichen Lebensbereichen Tradition und Kontinuität in ihrer verpflichtenden Kraft verhängnisvoll geschwächt werden würden.

4. Wohlwollende Außenstehende reagieren auf die kirchliche Abkehr von der alten Meßordnung mit tiefem Befremden: es erscheint ihnen als klerikale Willkür, wenn inmitten eines weithin geduldeten, ja geförderten Pluralismus kirchlicher Denk- und Lebensformen ausgerechnet jene liturgische Überlieferung mit einem administrativen Interdikt belegt werden soll, deren unschätzbarer Wert gerade von Papst Paul VI. in der Apostolischen Konstitution „Missale Romanum" rühmend gewürdigt wurde. Sie empfinden es als geschichtsblindes Banausentum, wenn die Kirche eine Form der Messe abschafft, von der die gesamte Kultur des Abendlandes immer wieder fruchtbarste Impulse empfing.

5. Dem Grundsatz der Gerechtigkeit liefe es eindeutig zuwider, wenn im Zuge schöpferischer Gestaltungsfreiheit in der Messe alle möglichen

Abweichungen von der neuen Ordnung gefördert oder zugelassen werden, zugleich aber jene diskreditiert und sogar entrechtet würden, die an dem festhalten, was jahrhundertelang als vornehmste Norm galt. Zudem ist das Schicksal des neuen Missale Romanum ungewiß. Die Kirche darf daher nicht zu seinen Gunsten in ihrem zentralen Lebens- und Heilsakt auf eine Ordnung verzichten, die sich in über fünfzehnhundertjähriger Bewährung als Werkzeug des Heiligen Geistes erwiesen hat.

6. Mehr denn je muß die pastorale Fürsorge des Bischofs heute auch den ihm verpflichteten Priestern gelten. Nicht nur wäre es ein schwerer Verstoß gegen die Nächstenliebe, wollte man Geistlichen, die auf den alten Ritus der Messe geweiht wurden, seine Beibehaltung verweigern. Vielmehr würde hier auch die Gottesliebe verletzt, die den Priester mit eben diesem Ritus zum Dienst am Altar berief und ihn das Gedächtnis seines Weihetags lebenslang heilig halten läßt.

7. Die in anderen Ländern gemachten Versuche, die alte Meßordnung von Amts wegen zu unterdrücken, haben gezeigt:
   — Fruchtbarer Dialog zwischen Bewahrung und Fortschritt wird durch Polarisierung der Gegensätze nachhaltig gestört und schließlich durch Unfrieden und Entfremdung ganz zum Verstummen gebracht.
   — Nicht wenige Priester und Laien werden von erdrückender und gelegentlich bis zu Verzweiflung führender Gewissensnot bedrängt.
   — Die alte Meßordnung wird zum Sammelpunkt von Gruppen, ja von ganzen sich neu konstituierenden Gemeinden, die in zunehmendem Maß der oberhirtlichen Obsorge entgleiten.
   — Das „Verbot" erweist sich in der Praxis als undurchführbar und wirkt sich somit zum Schaden der kirchlichen Autorität aus.

8. Die bisher erlassenen römischen Weisungen verpflichten die Bischöfe, die neue Ordnung der Messe in ihren Ländern einzuführen. Sie verlangen jedoch nicht, daß ab einem bestimmten Zeitpunkt die weitere Benutzung des bisherigen Ritus untersagt werde. Ein solches „Verbot" wäre auch gänzlich unvereinbar mit dem Grundsatz pastoraler Freizügigkeit in der Gestaltung der Eucharistiefeiern, den auch Rom bejaht und der die Erlasse für Gruppen- und Kindermessen inspiriert hat. Einer rechtswirksamen Abschaffung der alten Meßordnung würde somit die unverzichtbare Basis der Billigkeit fehlen.

9. In jedem Fall rechtfertigt die in der „Institutio Generalis" vorgesehene Anpassung der neuen Rubriken an die „Tradition und Eigenart der verschiedenen Völker, Gebiete und Gruppen" (IG, nr. 6), daß sowohl im Kern- wie im Ausstrahlungsbereich der abendländischen Kultur jene Form der Messe rechtens in Gebrauch bleibt, die aufs engste mit der gesamten künstlerischen Tradition dieser Kultur verbunden ist und von Außenstehenden als ihr unveräußerlicher Bestandteil hoch geachtet wird.

10. Dabei ist insbesondere an die Meisterwerke polyphoner Kirchenmusik zu denken, von denen so viele zum kulturellen Erbe gerade unserer Länder gehören. Selbst wenn die von Rom gewünschte Teilrestauration des gregorianischen Chorals gelingen sollte, wird die große sakrale Polyphonie letztlich ein Fremdkörper in der neuen Liturgie bleiben, denn sie ist von ihrer Inspiration her auf ein anderes Verständnis der „actuosa participatio" angelegt als jenes, das die neue Liturgie in ihren Grundzügen bestimmt. Mögen die Bischöfe gerade in unseren Ländern — und im Blick auf die kommenden Generationen — dauernden Bestand jenem Ritus der heiligen Messe sichern, dem diese Meisterwerke sich verdanken und in dessen Mitvollzug ihre religiöse Tiefe sich dem Gemüt erschließt.

11. Schon die vorgenannten Gründe machen unabweisbar deutlich, daß mit einer administrativen Abschaffung der alten Meßordnung die Glaubwürdigkeit kirchlicher Führung schweren Zweifeln ausgesetzt würde. Dennoch müssen wir abschließend in diesem Zusammenhang einen weiteren Gesichtspunkt aufzeigen, den wir wegen seiner unheilvollen Tragweite lieber verschwiegen hätten:
Das neue Missale Romanum darf nicht mit der Abschaffung der im alten Missale amtlich anerkannten Texte und Riten belastet werden. Dies würde weithin als gewaltsamer Bruch mit der gesamten liturgischen Vergangenheit der lateinischen Kirche verstanden. Damit wäre unseliger Zweifel an der gesicherten Übereinstimmung zwischen der aus der gleichen Vergangenheit unverändert übernommenen „lex credendi" und der im neuen Missale dargebotenen „lex orandi" gefahrvoll heraufbeschworen.

12. Unser *Vorschlag II* hält sich im Rahmen der durch die römischen Erlasse geschaffenen Rechtslage. Wir bitten daher jeden einzelnen der nach Salzburg gerufenen Bischöfe, ihn als einen konstruktiven Beitrag zum innerkirchlichen Frieden werten und sich im Plenum für seine Annahme einsetzen zu wollen.

*Nachwort der Redaktion:*

*Vorstehendes Dokument wurde 90 Kardinälen, Bischöfen und Weihbischöfen in den deutschsprachigen Gebieten zugeschickt (Deutschland, Österreich, Schweiz, Luxemburg und Südtirol).*

*Bemerkenswert: Vier Adressaten schickten an Herrn Dr. Gewaltig durch ihre Sekretäre eine bloße Bestätigung, ein Weihbischof äußerte sich zwar freundlich, aber negativ zu den Vorschlägen und nur ein Alterzbischof, der aber in Salzburg nicht mehr stimmberechtigt war, reagierte in einem Schreiben positiv auf die Anregungen. Von 84 Bischöfen erfolgte also nicht einmal die geringste Reaktion auf die Eingabe.*

# Prager Impressionen

Von Alfred Wendehorst

Wer häufiger in Staaten des Ostblocks weilt, mag gelegentlich die Erfahrung gewinnen, daß dort die Amtsverwaltung in der Kirche zu wünschen übrig läßt, daß auch mancher Priester und mancher Gläubige in schwachen Stunden Konzessionen macht (aber: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein." Joh. 8, 7). Diese Erfahrung verdunkelt jedoch nicht die tiefer reichende, daß nämlich das Mysterium des Kreuzes hier heller leuchtet als im freien Westen.

Kürzlich hatte ich wieder Gelegenheit, die Sonntags-Messe um 10 Uhr in der St.-. . . .-Kirche in Prag zu besuchen. Sie war nicht korrumpiert, denn ihre gleichbleibenden Teile wurden lateinisch gesprochen beziehungsweise gesungen.

Zu Beginn stimmte der Priester das *Asperges* an, durchzog dann, begleitet von zwei Ministranten, segnend die Kirche. Seit dem Konzil höre ich hier das *Asperges* zum ersten Male wieder. *Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam.* Ist es vielleicht diese Bitte um die Barmherzigkeit Gottes, welche im Westen als der anthropozentrischen Mode in der Religion entgegenstehend für obsolet erachtet wurde und schließlich das ganze *Asperges* in gewollte Vergessenheit geraten ließ?

*Gloria.* Ich empfinde wieder Freude beim Beten des Gloria. Im Westen wurde sie mir zerstört, seit ich mir die Übersetzung von *pax hominibus bonae voluntatis* mit „Friede den Kindern seiner Gnade" anhören muß. Es ist nicht so sehr die philologische Unrichtigkeit, die nachdenklich stimmt, sondern die vorsätzliche Umdeutung des Verhältnisses Gott / Mensch, die eben nur um den Preis einer betrügerischen Übersetzung zu haben war. Wenn ich von „Kindern seiner Gnade" höre, läßt mich das in erster Linie an Calvin, dann auch an José Ortega y Gassets *Glanz und Elend der Übersetzung* denken, läßt auch die Versuchung in mir erstarken, die Finger in die Ohren zu stecken.

*Predigt.* Meine Kenntnisse des Böhmischen sind sehr bescheiden. Manchmal verstehe ich ein Wort, selten einen Satz. Aber ich glaube, aus dem Gesprochenen wenigstens dies heraushören zu können: Der Priester legt Bekenntnis ab, gibt nicht etwa einen Diskussionsbeitrag, zu welchem die Predigt im Westen so häufig degeneriert ist. „Er selbst war nicht das Licht, er wollte nur Zeugnis geben vom Lichte" (Joh. 1, 8), nicht dagegen von seiner eigenen Kreativität.

*Credo.* Gott verzeihe mir, daß ich beim Credo während der Sonntagsmesse im Westen so oft an den 32. Vers des 19. Kapitels der Apostelgeschichte denken muß: „Etliche schrien so, etliche anders, und die Gemeinde war irre, und die meisten wußten nicht, weshalb sie zusammengekommen waren." Hier hört man das lateinische Credo im Gregorianischen Choral. Man singt mit, ohne irritiert zu sein und ohne an etwas anderes zu denken als eben an das Credo.

*Kommunion.* Handkommunion ist unbekannt. In Hosenanzügen bei der Kommunion assistierende Damen sind nicht zu sehen. Man geht also mit Freude zum Tisch des Herrn und erinnert sich daran, wie oft man zuletzt mit Bitterkeit oder überhaupt nicht gegangen ist.

Nach der Messe: *Sakramentaler Segen.* Man erfährt wieder, daß die Kir-

die nicht nur in horizontalen Verbrüderungen besteht und mehr ist als die Summe derer, die sich zu ihr bekennen.

Gewiß kann man zu der Frage „Warum ich in der Kirche bleibe" mit Hans Urs von Balthasar folgende Vorüberlegung teilen: „Der Sünderhaufen . . ., der wir alle sind, hat sich zu allen Kirchenzeiten mehr oder weniger idiotisch benommen, zumal dann, wenn er durch listige Manipulation ein gegenwärtiges oder approximatives Reich Gottes auf Erden herbeizaubern zu können behauptete, aber selten idiotischer als heute, wo jeder seine Nase an die Schalttafel gedrückt, gespannt darauf wartet, ob die Strukturen schon hinreichend geändert sind, damit endlich der Motor des kommenden Reiches anspringt."

Deshalb sehne ich mich manchmal zurück nach Prag, wo die Abbruchkommandos nur von außen die Kirche angreifen, und nicht darinnen listige Manipulatoren arbeiten, wie im freien Westen.

## Ad Deum, qui laetificat iuventutem meam

Erwägungen eines ehemaligen Ministranten zur Liturgie von damals und heute

Von H. P. Porschen

Schon vom Grundschulalter an ging uns Meßdienern die Erhabenheit der altehrwürdigen LITURGIA SACRA unbewußt ein. Die Pfarrgeistlichen erschienen zur hl. Messe im Talar (und dem fremden Urlauber in „zu zivilem" Reiseanzug bot der alte Pfarrherr einen ärmellosen Talar an).

In dem zugemauerten „Löwentor" in der Sakristei — ursprünglich einmal Eingang zur Kirche vom Friedhof her und wegen seiner beiden Löwen am Ansatz des Bogenfrieses so geheißen (vgl. Gen. 28, 17 Terribilis locus iste) — hing ein Lavabo, links und rechts von einem langen Roll-Lavabotuch umgeben. An der Aufhängevorrichtung des linken Tuches las man ANTE SACRUM, rechts POST SACRUM. Dort nahm der Celebrans vor der Ankleidung das Lavabo vor, eine symbolische Handlung, aber uns kleinen Leuten schon durchaus verständlich. Dann legte er, ohne Hast die vorgeschriebenen Gebete dabei verrichtend, die liturgischen Gewänder an (keinen „Meß-Overall = Entsacralisierungsmodell der Paramentenindustrie). Die hl. Handlung hatte damit schon begonnen, und der Priester schritt mit den Ministranten zum Altar, nachdem er sich vor dem Kreuz auf dem Ankleidetisch verneigend, der eigenen Unzulänglichkeit bewußt, das „Stoßgebet" mit uns gesprochen hatte: „Adjutorium nostrum . . .". Auch wir Ministranten bedurften dessen; denn unterschwellig kamen kindliche Flüchtigkeit, Spieltrieb oder eifrige Obacht auf Fehler der Mitministranten auf, obwohl wir in der Grundeinstellung mit echtem Eifer und im Bewußtsein unseres frommen Dienstes mit gutem Willen bei der Sache waren. Die Heiligkeit der Handlung und die Würde des Priestertums beeindruckten uns tief. So konnte die Vorstellung einer „Schau" oder das Empfinden einer „Mahlfeier unter Menschen" gar nicht aufkommen. Wir hal-

fen mit beim hl. Opfer, wußten um die Gegenwärtigsetzung des Kreuzesopfers an den himmlischen Vater, waren mit dem Priester vor uns und dem gläubigen Volk hinter uns „hingewandt zu Seinem Altar". Wir wußten um die besondere Ehrerbietung bei einer hl. Messe mit Aussetzung, um die doppelte Kniebeugung und das Lavabo nach der Opferung zu ebener Erde. Haben wir kleinen Leute, aber auch die Ministration beim Levitenamt, uns nicht ganz nahe an der Krippe oder dem Kreuz gefühlt, wenn wir während der hl. Wandlung unmittelbar hinter dem Priester — anstelle des auch damals schon mitfeiernden Volkes — knieten? Und wurden wir uns der Stellvertretung nicht auch recht bewußt, wenn wir vor der Kommunionausteilung das Confiteor beteten und damit die ganze Gemeinde zum Reuegebet aufgerufen war? Beeindruckte uns nicht die Vorschrift für den Priester, die Daumen und Zeigefinger geeschlossen zu halten von der Wandlung an, bis wir ihm nach der Kommunionausteilung diese Finger über dem Kelch abluierten? Eine Bestärkung der Lehre, daß auch in den kleinsten Partikeln der eucharistische HERR zugegen ist! Werden wir nicht schon auf die Ehrfurcht vor dem natürlichen Brot vom Herrn selbst hingewiesen: „Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zugrunde gehn!"? Aber was bedeutet schon solch letzthinnige Ehrfurcht im Zeitalter egoistischer Ratio unter dem Kunststoffschutzmantel der „Mitmenschlichkeit"? Die Frage, von welcher Dimension an man von „eucharistischem Brot" sprechen kann, scheint geradezu epochal mit der Frage parallel: ab wann kann von der Existenz des Kindes im Mutterleib gesprochen werden?

Des Zelebranten früher wechselnde Standorte am Altar, Erinnerungsbilder der „stationes auf dem Leidenswege Christi", sind der „statio der Einbahnstraße" am Vorlesepult und in der Altarmitte gewichen. (Eine Danksagung im Sitzen mag dem Mahlcharakter eignen, nicht aber der Communio. Vgl. dazu auch Schiller [!] „Maria Stuart", V, 7: „Und niederstürzt dem gegenwärtgen Gotte das gläubig überzeugte Volk.")

Mit dem Wegfall der Minores (also des Akoluthiats) ist auch der Ministrant zu einem uninteressanten Statistenposten geworden. Er vertritt das Volk nicht mehr (hat keine eigenständigen Antworten mehr zu geben), hat kein „dickleibiges" Meßbuch mehr herumzutragen (für Anfänger ein wagemutiges, aber stolzes Gesellenstück); was ist also da von der inhaltsträchtigen, frommen Geschäftigkeit für Ministranten noch geblieben? Von Aspergessegen durch die Kirche, Libera ad tumbam, Andachten, Sakramentalem Umgang, Prozessionen und dgl. ganz zu schweigen. Mit welch stolzer Freude wurde das Weihrauchfaß geschwenkt. Das Verschwinden des „katholischen Geruchs" in unseren Gotteshäusern ist weniger eine Fehlanzeige für Rauchfaßschwenker als ein sehr bedauernswertes Zeichen schwindender Anbetung.

Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, aber auch nicht vom bloßen Wort. Die Kirche hatte es immer verstanden, auch Herz und Gemüt ansprechend, uns in Richtung „sursum corda" zu bilden, wie der alte Bund es bereits pflegte (Domine, dilexi decorem domus tuae . . . Ps. 25, 8). So konnte das kindliche Gemüt angezogen werden zum Verweilen und Mitfeiern in der Kirche, sogar zum Opfer des frühen Aufstehens für die „1. hl. Messe", um hinzutreten zum Altare Gottes, zu Gott, der unserer Jugend Freude war.

# Heimweh nach der alten Liturgie

Von Theodor Kurrus

Kürzlich erlebte ich folgendes: Ich machte mit den Erstkommunikanten und deren Müttern einen Ausflug zu einigen Wallfahrtsorten in der Nähe. Nichtsahnend betraten wir eine einsam auf der Höhe gelegene Marienkapelle, als wir bemerkten — es war nachmittags um 4 Uhr, und wir sollten schon in der Gaststätte sein, in der wir uns angemeldet hatten —, daß eine Gruppe von älteren Priestern gerade mit der gemeinsamen Eucharistiefeier begonnen hatte und eben das Kyrie aus der 9. Choralmesse anstimmte. Auf den Zehenspitzen begaben wir uns auf die rückwärtigen Sitze, um nicht zu stören, doch der Senior der Priester, der als Hauptliturge amtete, begrüßte uns in der Ansprache nach dem Evangelium und bemerkte, daß ihr Weihejahrgang miteinander das 40. Priesterjubiläum feiere. Bei der Opferung gab ich ein Zeichen, weil die Zeit drängte, und alle verließen geräuschlos die Kirche. Das hatte geklappt, aber nun protestierten die jungen Mütter, von denen doch viele selten, zum Teil äußerst selten zur Kirche kommen: sie wären alle gerne bis zum Ende in der Kirche geblieben. Und der Grund? Der gemeinsame lateinische Choralgesang der Priester gefiel ihnen so gut. Und da sagt man immer, das Volk habe keinen Sinn für den Choral, während es in Wirklichkeit Priester sind, die ihn nicht mögen (manchmal freilich auch Kirchenchöre, deren falscher Ehrgeiz dem polyphonen Gesang den Vorzug gibt).

Bald darauf machte ich eine Fahrt in eine bekannte Feriengegend, deren Namen ich hier verschweigen muß. Ich zelebrierte täglich in einer entzückenden barocken Dorfkirche. Ein gebücktes Weiblein, sehr alt und schwerhörig, war Sakristanin, aber sie begriff sofort, daß ich nicht an dem Monstrum des sog. Versus-populum-Altares, sondern am Hochaltar zelebrieren wollte. Mit Mühe fand ich in der armseligen Sakristei ein altes Missale und bekam ein altes Velum, um den Kelch zuzudecken. Da die Sakristanin kommunizieren wollte, mußte ich den Tabernakel öffnen. Wie es darin aussah, vor allem im Ziborium, will ich lieber verschweigen. Obwohl sie mich kaum hören konnte, respondierte sie — auch das Suscipiat auf mein Orate fratres. Ebenso wenig konnte sie mich verstehen, als ich die 3 leoninischen Ave und das Gebet zum hl. Erzengel Michael betete, mit welcher Übung ich seit kurzer Zeit — mit etlichen anderen Priestern — wieder begonnen habe. Beim Abschied lehnte die Sakristanin jede Bezahlung ab und bedankte sich für die Gnade, daß sie wieder einmal die alte Messe mitfeiern konnte und besonders auch für das Gebet zum hl. Erzengel Michael, das heute so notwendig sei. Ich erwähne diese Umstände deshalb, weil sich hier zeigt, wie die frühere Form der heiligen Messe dem Gläubigen eine echte Orientierungshilfe bei der Gottesdienstfeier war, so daß sogar Schwerhörige genau wußten, ten von der alten Form der Messe mehr als von der heutigen Un-Form, bei der man von Kirche zu Kirche auf Ungewohntes gefaßt sein muß. Am gleichen Tag begegnete mir im nahen Marktflecken eine Straßenpassantin, die mich anhielt und sich dafür bedankte, daß ich mich durch die Kleidung als Priester zu erkennen gäbe. Die Priester dort — an einer herrlichen Barockkirche — täten dies leider nicht.

An Pfingsten hörte ich beim Aufdrehen des Fernsehgeräts das Kyrie aus einer Palestrina-Messe, die ich als Chorknabe einmal mitgesungen hatte. Ich hatte keine Ahnung vom Programm und war verblüfft, als das Bild aufleuchtete, diese Klänge aus einer evangelischen Dorfkirche in Schleswig-Holstein (Curslack) zu vernehmen. Bei den mit großer Ergriffenheit sowohl von einem der Sänger, der als Vorleser fungierte, wie vom Pastor der Gemeinde vorgetragenen Schrifttexten sagte ich mir: uns nötigt man das Machwerk von einer ökumenischen Bibelübersetzung auf, die bar jeder Weihe, voll von Banalitäten und sogar von martialischen Ausdrücken ist, auf, während man hier unentwegt am alten Luther-Text festhält, der — wie immer man sich dazu stellen möchte — als Sprachdenkmal unerreicht ist und in seiner alten Sprachform zuchtvoll und zugleich markig ist und eine feierliche Wirkung ausübt. Unsere evangelischen Mitbrüder wären Narren, wenn sie dies preisgäben, genauso wie wir, wenn wir das Latein für immer verlören.

Das Sprichwort sagt zwar, daß eine Schwalbe noch keinen Sommer mache, doch es ist aus vielen anderen Anzeichen erkennbar, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo unsere Kirche wieder erkennen wird, daß auch für sie, ganz besonders für die Liturgie, der Satz gilt: Serva ordinem et ordo te salvabit [1].

Hier an dem Ort, wo ich dies niederschreibe, zelebriert der Pater für die Klosterfrauen versus populum auf deutsch, aber die Sakristanin gab mir auf Verlangen sofort das alte römische Missale und bedeckte meinen Meßkelch mit dem Velum, gab mir eine Albe und eine Stola, die man unter der Kasel tragen kann. Sie sagte mir noch, es käme ein Professor zum Zelebrieren, der unter der neuen Liturgie „furchtbar leide". Als ich am nächsten Tag wiederkam, hatte die Schwester, ungebeten, sogar die Zelebration mit dem Gesicht zum Tabernakel ermöglicht und die Bursa für das Korporale bereitgelegt. Nicht überall dürfte sich eine Sakristanin in einem Kloster dies erlauben. Leider mußte auch dies einmal gesagt werden. — Was hat man sich für eine Last mit dem Ritus auferlegt, und wie oft höre ich, völlig spontan, Laien aus dem Handwerker- oder Arbeiterstand sagen, früher habe man im Ausland überall der heiligen Messe gut folgen können.

[1] Beobachte die Ordnung, und die Ordnung wird dich retten. D. Red.

# Sorge um die religiöse Praxis

Von Walter Hoeres

*Unter dem Titel „Sorgen eines Altgläubigen" hat Prof. Dr. Walter Hoeres (Frankfurt) eine Reihe von Aufsätzen in der „Deutschen Tagespost" veröffentlicht, von denen wir die 5. Folge bringen (vgl. DT vom 24. Sept. 1974, Nr. 115). Die Ausführungen gehen auf eine Sendereihe zurück, die der Verfasser 1973 im Südwestfunk-Kirchenfunk gehalten hat. Sie sind eine Bestätigung der Ausführungen über die Liturgiereform von Prof. Dr. Georg May im Juli/August-Heft der UVK.*

*Die ganze Vortragsreihe wird im Verlag Johann Naumann (87 Würzburg 2) demnächst als Sonderdruck erscheinen.*

Der krisenhafte Wandlungsprozeß, in dem sich die katholische Kirche seit dem Ende des Konzils befindet, ereignet sich nicht nur in Theologie und kirchlicher Publizistik, die dem durchschnittlichen Kirchenbesucher in der Regel schon aus Zeitmangel nicht zugänglich sind. Er erfährt die Veränderungen, die in der Kirche so unterschiedlich bewertet werden, in der Neugestaltung des Gottesdienstes, des ganzen religiösen Lebens, im Kirchenbau und in der Predigt mit einer Eindringlichkeit, die nur die unmittelbare Anschauung hat. Seine Erwartungen, aber auch seine Sorgen und Befürchtungen, von denen hier gesprochen werden soll, knüpfen an diese unmittelbar erfahrbare Dimension des religiösen Lebens an.

Wohl am meisten fällt die Reform der gottesdienstlichen Feier der Messe ins Auge, die, wie die Leute vereinfachend, aber zutreffend sagen, alles „Feierliche" verloren habe. Tatsächlich sind die feierlichen Gottesdienste, die Pontifikal- und Levitenämter, die Hochämter fast völlig verschwunden, der feierliche lateinische Gesang verstummt, ja das Lateinische als Kultsprache kaum mehr zu vernehmen, der Priester steht nicht mehr vorn am Hochaltar, sondern an einem einfachen Tisch vor der Gemeinde, die ergreifenden Eingangspsalmen zur Messe und anderen liturgischen Handlungen und Gebeten sind abgeschafft oder doch sehr vereinfacht worden, während der Verkündigungsteil einen weit größeren Raum einnimmt als früher. Gewiß kann diese Reform, durch die alles in allem ein preußisch nüchterner Stil in den Gottesdienst eingezogen ist, eine ganze Reihe von Gründen für sich anführen. Der Gottesdienst soll verständlicher werden, als das vordem der Fall war, so daß ihn die ganze Gemeinde auch wirklich mitfeiern kann. Es gehe nicht an, daß der Priester vorne am Altar in einer unverständlichen Geheimsprache sozusagen für sich agiere, während die Gläubigen hinten als Zuschauer verharren. Wir sind zwar der Meinung, daß diese Argumente nicht stichhaltig sind, denn die Gläubigen, die meist ihr Leben lang wenigstens an der Sonntagsmesse teilnehmen, sind sehr wohl auch vor der Reform in der Lage gewesen, den Sinn der heiligen Handlung und der immer wiederkehrenden lateinischen Gebete zu verstehen, und das Evangelium wurde ohnehin in der Muttersprache verlesen, nachdem es in der Sprache des Kults feierlich gesungen worden war. Vor allem aber muß es wundernehmen, daß in einer Zeit, in der die Ländergrenzen immer mehr relativiert werden — man denke nur an den Massentourismus und die

Gastarbeiter —, die Nationalsprachen fast gänzlich die völkerverbindende Kultsprache verdrängt haben. Das ist keineswegs im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils, auf dessen Geist sich die Liturgiereformer unentwegt berufen. Die Konstitution über die Liturgie fordert im Gegenteil ausdrücklich, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache erhalten bleibe und „gestattet", wie es heißt, daß der Muttersprache „ein weiterer Raum" als bisher „zugebilligt wird". Sie fordert auch, daß der Gregorianische Choral nach wie vor in den liturgischen Gesängen „den ersten Platz einnimmt".

Aber die innerkirchliche Krise hat viele Aspekte, und die Krise des Gottesdienstes ist auch eine der Autorität! Längst sind die Mahnungen des Konzils vergessen. Das Lateinische ist wie gesagt fast völlig aus der Messe verschwunden und der Gregorianische Choral selbst in den Klöstern selten geworden [1]. Der neue Stil des Gottesdienstes zeigt sich oft schon bei seinem Beginn, wenn der Pfarrer die Gläubigen so zwanglos und persönlich begrüßt, als handele es sich um ein geselliges Beisammensein bei ihm zu Hause und nicht um die erhabene, sakrale Feier der heiligen Geheimnisse. Häufig wird der Fortgang der gottesdienstlichen Handlung von Mitteilungen und Erklärungen begleitet über das, was jetzt oder gleich geschehen soll. Man möge es nicht als Polemik, sondern als genaue Wiedergabe vieler kritischer Stimmen auffassen, wenn wir beklagen, daß die Sprache der Liturgie in dieser Weise auf die Banalität der Umgangssprache herabgesunken ist, in der wir uns nach dem Befinden des Nachbarn oder der besten Straßenbahnverbindung erkundigen. Die über die Banalisierung des religiösen Lobpreises im Gottesdienst klagen, sind keineswegs verstiegene Ästheten, sondern gerade die berühmten Leute aus dem Volke, die sich in unzähligen Leserbriefen beschweren, man könne in der neuen Messe nicht mehr richtig mitfeiern und mitbeten. Es ist eben ein Unterschied, ob der Lobpreis des dreifaltigen Gottes in der Präfation der Messe in der überlieferten, getragen feierlichen Weise lateinisch gesungen oder mit sachlicher Stimme auf deutsch mitgeteilt wird. Ob der maßlose Jubel der Kirche in der Osternacht in der alten feierlichen Weise verkündet oder in der reduzierten Form, in der dies heute üblich ist, verlesen und mitgeteilt wird! Und damit sind wir schon bei dem entscheidenden Punkt unserer Kritik an der Neugestaltung des Gottesdienstes. Sie steht in striktem Gegensatz zu den Erkenntnissen moderner Religionsphilosophie von Rudolf Otto bis Max Scheler über das Numinosum oder das Heilige als typischen Gegenstand religiöser Erfahrung und Verehrung, d.h. ins Christliche übersetzt die unendlich geheimnisvolle und anbetungswürdige Majestät Gottes. Was wir meinen, sei mit den Worten der Schrift angedeutet: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land!" Oder: „Wer mein Angesicht schaut, der muß sterben!" Da die Meßfeier die höchste Form des religiösen Lebens ist, soll sie „vor allem Anbetung der göttlichen Majestät sein", wie dies die schon genannten Richtlinien des Konzils zur Liturgie betonen. Gewiß ist Christus auch unser Bruder. Er ist aber in der Messe der ewige Hohepriester, der sich Gott darbringt und sein Kreuzesopfer auf dem Altar vergegenwärtigt. Auch wenn man diesen Glauben und das dahinter stehende theologische Bezugssystem nicht nachvollziehen kann, wird man zugeben müssen, daß sich aus der Selbsterfahrung und

[1] Vgl. dazu: Ansgar Stöcklein: Zerbrochene Synthese. Klösterliches Leben heute (Salzburger Sozialwissenschaftliche Studien IIIa), Salzburg 1972.

dem Selbstverständnis einer Religion, die wirklich noch Begegnung mit dem Heiligen und der Majestät Gottes sein will, notwendig die praktische Konsequenz ergibt, den sakralen, kultisch getragenen, Anbetung und Ehrfurcht vor Gott betonenden Charakter der Liturgie zu bewahren. Nur so kann der Gottesdienst eine Ahnung von dem Ungeheuren und Unaussprechlichen vermitteln, um das es hier geht, und damit auch seinem Verkündigungsauftrag, den er zugleich mit seiner Funktion hat, Anbetung Gottes zu sein, besser gerecht werden als noch so viele beflissene Erklärungen.

Es ist also nicht nur ein ungeheurer Sinn-, sondern auch ein ungeheurer Erfahrungsverlust, wenn der Gottesdienst immer mehr zu einer zwanglosen religiösen Gemeinschaftsfeier umgestaltet wird. Für die Radikalen unter den Reformern hat die Wandlung der Gestalt der Meßfeier allerdings erst begonnen. Folgt man ihnen, dann muß diese noch mehr entsakralisiert und weit mehr Erlebnis der Gemeinschaft werden, als dies bisher schon der Fall war. Auch hier scheinen die zahlreichen holländischen Experimente Vorbild der Reformer zu sein, denen keine bisherige Reform genügt. Jugend-Meßfestivals wie das in Hofheim im Taunus mit Beatmusik, Coca-Cola und Würstchen haben bei vielen Gläubigen stärkste Empörung hervorgerufen.

Um aber die neue Gestalt des Gottesdienstes, wie sie sich eingebürgert hat, und vor allem die noch weitergehenden Pläne zu seiner Entsakralisierung abschließend beurteilen zu können, muß man sie in den größeren Zusammenhang der neuen Aufklärung in der Kirche stellen, von der wir bereits gesprochen haben. Sie beherrscht große Teile der neuen, progressiven Theologie und rührt nach unserer Befürchtung an den Nerv der Religion. Auch in der Entsakralisierung des Gottesdienstes scheint uns der Rationalismus am Werke, der die übernatürlichen Mysterien der Offenbarungsreligion in faßliche, dem gesunden Menschenverstand, ja dem Zeitgeist plausible Aussagen umdeuten will, und ebenso der Versuch, den Menschen und sein irdisches Wohl statt der Majestät Gottes zum Mittelpunkt zu machen.

Aber die Veränderung erreicht keineswegs nur die Meßfeier. In den letzten Jahren sind nahezu alle Formen der überlieferten Volksfrömmigkeit wie zum Beispiel die eucharistische Anbetung des Herrn im Altarssakrament, die Betrachtung der Stationen des Lebens Jesu im Rosenkranzgebet, die Herz-Jesu-Verehrung, die Fronleichnamsprozessionen, vielerorts auch ganz einfach die früher so beliebten Andachten am Sonntagnachmittag und auch viele Formen der Marien- und Heiligenverehrung „reformiert" worden, d. h. in sehr zahlreichen Fällen einfach verschwunden. Es wäre ungerecht, hier zu verallgemeinern und vor allem die Verschiedenheit der Regionen und Länder unberücksichtigt zu lassen, in denen sich diese Volksfrömmigkeit teilweise nach wie vor größter Pflege und Beliebtheit erfreut. Ebenso falsch aber wäre es — vor allem im Blick auf die deutsche Situation — zu verschweigen, daß diese Formen des religiösen Lebens tatsächlich in den letzten Jahren ganz allgemein, wenn auch in unterschiedlichem Maße, zurückgegangen sind und in sehr, sehr vielen Gemeinden überhaupt nicht mehr gepflegt werden. Die gleiche Auszehrung hat viele Feste befallen — vor allem Muttergottesfeste, die noch vor wenigen Jahren unter Teilnahme der ganzen Gemeinde hochfeierlich begangen wurden und nun häufig gar nicht mehr erwähnt werden.

Dem Schweigen der progressiven Pastoraltheologen über diese althergebrachten Formen der Frömmigkeit ent-

spricht das der progressiven, meist jüngeren Seelsorger. Wo ihre Preisgabe aber begründet wird, sind es die gleichen Gedanken von der radikalen Geschichtlichkeit und Wandlungsfähigkeit des Menschen, die auch dem Versuch einer radikalen Neuinterpretation des Glaubens zugrunde liegen. Jede Zeit, so wird uns versichert, habe ihre eigene Form der Gotteserfahrung und mithin ihren eigenen Frömmigkeitsstil. Das Argument ist nicht von vornherein von der Hand zu weisen. Wir können sicher heute nicht mehr mit all den Bildern und Wendungen beten wie zur Zeit des Barock und haben auch kein Verständnis mehr für die oft so schwulstige, an den Jugendstil gemahnende Erbaulichkeit am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Auch ist es richtig, daß beispielsweise die Heiligenverehrung oder das Rosenkranzgebet keine Glaubenssätze sind, und es gibt sicher viele praktizierende Katholiken, die ohne das alles auskommen. Entscheidend ist jedoch, daß diese Formen des religiösen Lebens e r s a t z l o s gestrichen, also durch keine anderen ersetzt worden sind. So ist in den letzten Jahren eine ungute Schwächung, ja ein Vakuum im religiösen Leben vieler Gemeinden eingetreten und damit das genaue Gegenteil des religiösen Frühlings, den das Konzil so sehr erhofft hat! Abgesehen davon wird das progressive Argument, daß die alten Formen der Frömmigkeit einfach überholt seien, so brüchig, wenn man es konkret mit diesen Formen konfrontiert, daß auch hier schließlich nur die Verweltlichung der Religion und ihr Substanzverlust im Zuge der neuen Aufklärung als Grund jener Preisgabe übrig bleibt. Denn warum sollten all diese Andachtsformen, die noch vor wenigen Jahren von den Gläubigen überall, vor allem auch in den Ordenshäusern und theologischen Seminaren, mit großer Hingabe gepflegt wurden, sozusagen über Nacht antiquiert sein? Warum haben die eucharistischen Anbetungsstunden, die Prozessionen und Maiandachten plötzlich aufgehört? Liegt es nicht nahe, hier von einem „administrativen Ende" zu sprechen, statt die Erklärung beim Wandel der Zeiten zu suchen? Warum hat man diesen Formen des religiösen Lebens nicht Zeit gelassen, sich weiterhin zu bewähren oder aber sich zu überleben? Im übrigen ist nicht einzusehen, warum etwa die Anbetung des Herrn im Altarssakrament überholt sein soll. Sie legt sich vom Glauben an die Gegenwart Christi her nahe und nicht von einem bestimmten Lebens- und Zeitgefühl her. Ebensowenig ist einzusehen, warum die Vergegenwärtigung der Erlösungsgeheimnisse im Rosenkranzgebet heute weniger als im vorigen Jahrhundert geeignet sein soll, zur Meditation hinzuführen. Und auch vor dem Aufkommen der progressiven Seelsorge wußte man schon, daß das Herz im Grunde nur eine Pumpe ist, und hat doch an der bildkräftigen, symboltiefen Herz-Jesu-Verehrung festgehalten, um nur diese Beispiele zu nennen!

Der Rückgang der Teilnahme an Meßfeiern und Andachten, der so weit geht, daß diese in vielen Pfarreien allein schon wegen Mangel an Besuchern ausfallen müssen, ist sicher auch in dieser abstrakten Dürre zu suchen, die das geistliche Leben so vieler bewußt progressiver Gemeinden heute kennzeichnet. Es geht uns nicht um das „Gefühl", mit dessen Begriff immer schon eine gewisse Abwertung verbunden ist, sondern um den Verlust der religiösen Erfahrung, der mit dem der Bilder, Zeichen und Riten aufs engste verbunden ist. Ihn sollte sich die katholische Kirche heute um so weniger verzeihen, als sie von jeher in meisterhafter Weise verstand, die Anschauungskraft anzusprechen und der durchaus biblischen

Tatsache Rechnung zu tragen, daß der Mensch kein rein geistiges Wesen, sondern auch Sinneswesen ist.

Die Verarmung des geistlichen Lebens scheint uns auch den neuen Stil der Priesterbildung in den Seminaren für Welt- und Ordenspriester und darüber hinaus auch den neuen Lebensstil in vielen, ehemals rein beschaulichen Ordenshäusern zu kennzeichnen. Während es vor der progressiven Wende in der Kirche selbstverständlich war, daß die jungen Theologen wenigstens eine Zeitlang sehr zurückgezogen lebten, um sich durch ein intensives kontemplatives Leben für ihre zukünftige Aufgabe vorzubereiten, herrscht nun eine radikale Freizügigkeit des Kommens und Gehens in zahlreichen Seminaren, die sich mit einem intensiven geistlichen Leben nur schwer vereinbaren läßt. Wir wissen wohl, wie wichtig es für den kommenden Seelsorger ist, ohne Scheuklappen Leben, Arbeitswelt und Gesellschaft kennenzulernen, wie sie sind. Aber auch hier scheint uns die Verteilung der Gewichte in besorgniserregender Weise aus den Fugen geraten zu sein. Der Priester ist in erster Linie kein Sozialreformer, sondern Künder des Reiches Gottes und der übernatürlichen Verheißung des Heiles in Christus, und um das überzeugend zu tun, bedarf es vor allem einer intensiven geistlichen Erfahrung in Betrachtung und Gebet. In einem Gespräch mit Theologiestudierenden wurde uns hierzu entgegengehalten, man müsse neben dem Gebet im klassischen Sinne das Gebet der Tat stärker als früher herausstellen, das im Dienst am Nächsten und den Mitmenschen bestehe. So richtig dieser Gedanke an und für sich ist: seine Anwendung scheint uns heute viel zu wenig das Wort Christi zu bedenken: „Suchet zuerst das Reich Gottes!" In der Interpretation dieses Suchens und dieses Reiches scheiden sich heute in der Kirche die Geister.

## Liturgie früher und heute

*Frau Dr. Maria Krauss-Flatten versendet seit vielen Jahren einen „Rundbrief für die christliche Frau auf dem Weg durch die Zeit", der sich mit akuten religiösen Fragen befaßt. In der Ende September 1974 erschienenen Nummer (21. Jahr, Nr. 2) finden sich die folgenden Gedanken über die liturgische Praxis.*

Die Älteren unter uns werden sich mit großer Freude aus ihrer Jugend der liturgischen Bewegung erinnern, die in den zwanziger und dreißiger Jahren unseres wechselvollen Jahrhunderts den Weg zu den wahren Quellen freilegte. Die deutsche Gemeinschaftsmesse, die missa recitata und das Volkschoralamt stellten einen befreienden Aufbruch und Umbruch dar, der in dieser Stärke und in diesem Miterleben bei späteren Reformen nicht mehr empfunden werden konnte ... Wir verspürten Einfachheit, Natürlichkeit und ein frohes, starkes Gemeinschaftsbewußtsein. Wir empfanden, daß die Liturgie Wesenselement für den Christen ist und daß liturgisches Leben das ganze Christsein in einer alle Lebensbereiche durchdringenden Grundhaltung umspannt. Es ging uns auf, welcher Reichtum und welche Kraft im Gebet der Kirche beschlossen liegen. Die Liturgie hat uns die Freude eines tätigen Mitvollzugs gebracht. Der

einzelne wurde in eine lebendige Gemeinschaft mit der Kirche hineingenommen. Wir verspürten, daß die Liturgie ein kostbares Gut ist, eine Quelle im Erdreich, aus der zu schöpfen sich lohnt. Mitte und Kern der Liturgie ist das hl. Meßopfer, die Vergegenwärtigung und Erneuerung des Kreuzestodes Christi. Das „Schott"-Meßbuch brachte vielen unter uns den Born der Liturgie nahe.

Im Gefolge des Konzils ist nunmehr stufenweise eine Reform der Liturgie des Meßopfers erfolgt. Die hl. Messe wird weitgehend in der Muttersprache gefeiert; den Bischofskonferenzen sind in gewissem Rahmen Entscheidungsbefugnisse eingeräumt. Die Liturgiereform hat zweifellos einige Fortschritte gebracht, auf die man nicht mehr verzichten möchte. Das wirkende Wort im Kirchenraum ist schlichter geworden, wenn auch manche neue Übersetzung, z. B. die der Seligpreisungen der Bergpredigt, zu bedauern ist. „Wohl dem, der trauert" gibt bei weitem nicht dasselbe wieder wie „Selig sind die Trauernden". Der Ausdruck hat an Kraft verloren. Ist der heutigen Ordnung der Messe in jeder Beziehung der Vorrang zu geben? Zwei Episteln am Sonntag sind neben dem Evangelium manchmal des Guten zuviel. Schade, daß man nicht die Probe auf das Exempel statuieren kann, wie viele Kirchgänger beim Verlassen der Kirche noch wissen, welchen Inhalt die beiden Episteln gehabt haben, und vor allem, ob der Sinn verstanden worden ist. Viele Menschen werden dadurch überfordert. Bedauerlich ist auch, daß immer häufiger die großen liturgischen Texte von Gloria und Credo nicht mehr gesprochen oder gesungen, sondern durch irgendein passendes oder weniger passendes Lied ersetzt werden.

Was mich an der neuen Meßfeier besonders bedrückt, ist der Verlust fast jeglicher Stille. Selbst die Wandlung, die früher ein Hort der Stille war, ist nun zur tönenden Übung geworden, bei der nicht nur der Priester, sondern gleich im Anschluß an die Wandlungsworte auch das Kirchenvolk — anscheinend je lauter um so schöner — seine Stimme erschallen läßt. Es mag sein, daß man glaubt, auf diese Weise Gemeinschaft zu schaffen, aber für viele Menschen wäre die Stille und eine Zone des Schweigens vor Gott im Anschluß an die Wandlungsworte, wenn der Herr im Geheimnis in unserer Mitte ist, eine echte Bereicherung, die durch das sogenannte Gemeinschaftserlebnis nicht aufgewogen werden kann. Wir suchen im Meßopfer Ruhe und Geborgenheit vor dem Wogengang unserer ruhelosen Gegenwart, vor der uns überflutenden Hetze. Leider finden wir die Stille, die Kraft der Ruhe, das Anhalten der Zeit, das Rasten vor Gott und die Sammlung weitgehend nicht mehr. Tempi passati! Unterschätzt man die Macht der Stille, einer erfüllten Stille, die die Welt bewegt? Fast pausenlos sind wir in der Kirche in tönender Aktion. Letzte Beschallungslücken werden unentwegt geschlossen. Unruhe strömt schon das nicht mehr gleichbleibende Ritual der Meßfeier aus. Haben die verschiedenen Auswahlformen des Bußaktes zu Beginn der Messe oder die vier zur Wahl gestellten Hochgebete statt des einen wirklich eine Verbesserung gebracht? Ganz zu schweigen von Priestern, die mit völlig eigenen Formulierungen sich ein privates Meßformular schaffen. Sie sehen den Gottesdienst mit unerhörter Selbstverständlichkeit als günstige Operationsbasis für Veränderungen an. Kann man hier nicht eher von einem Bruch mit der Tradition sprechen? Zum Verlust der Stille gesellt sich die Trauer um den Verlust der fast ganz verdrängten lateinischen Sprache. Es hat sicher manchen Vorteil, daß Epistel und Evangelium in der Volkssprache vorgetragen

werden. Aber im übrigen wird der radikale Abbau der den ganzen Erdkreis umspannenden lateinischen Sprache innerhalb der Messe von vielen Menschen auf das tiefste bedauert. Auch in fremden Ländern fühlte man sich heimisch, wenn das völkerverbindende Latein in der heiligen Messe aufklang.

Jede Kritik am neuen Ordo missae müßte jedoch verstummen, und der Kreis der Klagen wäre sofort zu schließen, wenn die nachkonziliare Reform unsere Kirchen gefüllt hätte. Leider hört man von erschreckenden Zahlen, um die der sonntägliche Kirchenbesuch im letzten Jahrzehnt in der ganzen Welt und insbesondere auch in unserem Land zurückgegangen ist. Wir messen das, was ist, an dem, was war. Nach Schätzung des Leiters der katholischen Zentralstelle für kirchliche Statistik in der Bundesrepublik besuchen jetzt nur noch 12 bis 15 Prozent der Katholiken „regelmäßig" den Sonntagsgottesdienst, während zu den nicht regelmäßigen Kirchenbesuchern etwa 32 Prozent der Katholiken zählen. Zu letzteren gehören die, welche nur dann und wann, etwa zu Weihnachten, Ostern oder zu einem Gedenktag, eine Kirche aufsuchen. Die Statistiken der fünfziger Jahre stimmen heute bei weitem nicht mehr. Der Faden der Verbindung zur Kirche ist für viele sehr dünn und brüchig geworden.

## Da hilft nur der Glaube

*Der folgende kurze Beitrag ist der österreichischen Monatsschrift „Das Neue Groschenblatt" entnommen (4. Jahr, Nr. 8 / August 1974).*

Schon in seiner Osterpredigt hatte der Erzbischof von München, Kardinal Doktor Julius Döpfner, gemahnt, Ehrfurcht vor der Eucharistie zu haben und nicht ohne Osterbeichte zur Kommunion zu gehen. In seiner Pfingstpredigt ist er erneut darauf zu sprechen gekommen. Er warnte vor der „ernsten Gefahr", daß sich in der Kirche „fast ein moralischer Zwang entwickelt, zur Kommunion zu gehen", und appellierte an die Gläubigen, sich „abzugewöhnen, daß man zum Nachbarn schaut, ob er zur Kommunion geht oder nicht".

Der Kardinal berief sich in seiner Predigt auf die Erfahrungen vieler bayrischer Seelsorger. Es ist aber nicht verborgen geblieben, daß auch er selbst seine Erfahrungen gemacht hat. Bei der Einweihung eines Gemeindezentrums in München zum Beispiel äußerte er zu einem Gemeindemitglied, er sei „entsetzt" gewesen, wie unehrerbietig sich die Kinder beim Kommunionempfang herumgedrängt hätten; er habe manchmal nicht gewußt, ob er diesem oder jenem Kind die Hostie schon gereicht habe oder nicht.

Ähnliches kann jeder Seelsorger auch bei uns erleben. Schüler, von denen erwiesen ist, daß sie aus nichtigen Gründen häufig, ja meistens die Sonntagsmesse versäumen, gehen mit den anderen seelenruhig zum Tisch des Herrn, oft in einer beängstigend unbekümmerten Weise.

Während der Besuch der Sonntagsmesse und noch mehr die Beichthäufigkeit zurückgeht, steigt gleichzeitig die Zahl der Kommunionen an. Das könnte an sich ein durchaus erfreuliches Zeichen sein; hat die Kirche doch seit Jahrzehnten gepredigt, daß zur vollen Mitfeier

der heiligen Messe auch der Empfang der heiligen Kommunion in sakramentaler Gestalt gehöre. Nun ist die heutige Kommunionhäufigkeit aber leider nicht das Ergebnis dieser durchaus legitimen und nach wie vor gültigen Predigt, sondern einer Verdünnung des Glaubens und einer Kollektivmentalität bei gleichzeitigem Abbau der Ehrfurcht vor dem Heiligen.

Die Grenze zwischen heilig und nichtheilig wurde und wird bewußt eingeebnet, das muß notwendigerweise zu einer Vernachlässigung der äußeren Haltung und zu einem Verfall der inneren Ehrfurcht führen. Ebenso wurde und wird das Sündenbewußtsein, anstatt es gegen die allgemeine Aushöhlung und Verflachung aufzubauen, zurückgedrängt und die Erstkommunion vor die Erstbeichte gesetzt. Gerade die bayrischen Diözesen haben in dieser verhängnisvollen Entwicklung den Vorreiter gemacht, und auch bei uns wurde damit begonnen, den Empfang des Bußsakramentes vom zweiten auf das vierte Schuljahr zu verlegen. Schließlich sind auch in die Eucharistielehre liberal-protestantische Anschauungen eingedrungen, die den absoluten Schleier des Geheimnisses, den gerade dieses Sakrament verhüllt, löcherig und den Glauben fragwürdig gemacht haben. Wie viele Kinder, aber auch Jugendliche und Erwachsene, die selbstverständlich in der Schar zur Kommunion gehen, haben es sich zur Gewohnheit gemacht, wenigstens hin und wieder den „Herrn Jesus" im Tabernakel zu besuchen und mit ihm Zwiesprache zu halten?

Gegen die so bedauerliche und mit Recht beklagte Erscheinung des ehrfurchtlosen Kommunionempfanges gibt es nur ein einziges Heilmittel: die Rückkehr zum unverkürzten katholischen Glauben an die wirkliche und wahre Gegenwart Jesu Christi in der heiligen Hostie. Alles andere ist Augenauswischerei und nur ein Schritt mehr vom Wege.

*Nachwort der Red. d. UVK:*

*Hat nicht die Abschaffung der Zeichen (Knien, Mundkommunion) zum Verfall der inneren Ehrfurcht wesentlich beigetragen? Ist nicht die beklagte Entwicklung unter jahrelanger Duldung und sogar Förderung der Hierarchie erfolgt?*

## Kleinigkeiten oder . . .

*Zu dem Aufsatz von Msgr. Prof. Dr. Rudolf Peil (UVK 2/1974, S. 72 ff.) „Kleinigkeiten oder . . . darf ein Übersetzer vom Text abweichen?" schreibt uns Studiendirektor a. D. Johannes Freyer, 1 Berlin 37, Clayallee 213 folgende Notizen:*

Im Anschluß an den trefflichen Artikel von R. Peil, „Kleinigkeiten oder . . ." erlaube ich mir, ergänzend noch auf ein paar „Kleinigkeiten" aufmerksam zu machen. (Ich zitiere nach dem „Missale Romanum", Ordo Missae, Typis polyglottis Vaticanis, MCMLXIX).

Unter „Ritus Initiales" heißt es dort (p. 79): „Gratia Domini Nostri Iesu Christi, et caritas Dei et communicatio Sancti Spiritus sit cum omnibus vobis." Im deutschen Text wird die „communicatio" als „Gemeinschaft" wiedergegeben. Das ist m. E. *grammatisch* falsch: „communicatio" ist nicht wie „Gemeinschaft" etwas Statisches, son-

dern es bezeichnet „daß man jemand an etwas teilnehmen läßt", es ist „Teilhaftmachung", ja „Mitteilung": In diesem Sinne sagt Cicero, de or. III, 204: „communicatio, quae est quasi cum iis ipsis, apud quos dicas, deliberatio"; und in de fin. V, 65 sagt er: „nihil est, quod latius patet quam quasi quaedam societas et communicatio utilitatum". — Die „Gemeinschaft des Hl. Geistes" hat für mich immer einen penetranten Beigeschmack von dem „Banco di Santo Spirito"! —

Ferner steht (p. 150): „Qui missus es sanare contritos corde", was im Deutschen verballhornt ist in „Du bist vom Vater gesandt, zu heilen, was verwundet ist". Wenn sich auch Christus selbst als Arzt bezeichnet, so erscheint mir diese Übersetzung doch als eine willkürliche Verdrehung, da die im lat. Text ausgesprochene Voraussetzung, die Bußbereitschaft des Menschen, unterschlagen wird.

p. 86: Prex Eucharistica: „Sursum corda! — Habemus ad Dominum." Im Deutschen: „Erhebet die Herzen! — Wir haben sie beim Herrn." Wer kann das ehrlich beten? Aber es ist auch grammatisch falsch „Ad" gibt die „Zielrichtung" an, das „Verweilen" wird bei Personen stets durch „apud" ausgedrückt. So heißt es denn auch weit besser im Italienischen: „Alzate i cuori! — Sono rivolti al Signore." Daher mein Vorschlag: „Wir richten sie auf den Herrn", oder vielleicht auch „Wir öffnen sie dem Herrn."

Unter „Prex Eucharistica II" heißt es auf S. 119: „*Vere* Sanctus es . . ." Das wird im Deutschen wiedergegeben mit „*Ja*, heilig bist Du . . .", als ob Gottes Heiligkeit unserer Zustimmung bedürfe. „Vere" gehört zu „sanctus" im Sinne von „wahrheitsgemäß", „richtig", „wirklich", kann aber niemals mit „ja" übersetzt werden.

Abschließend sei verwiesen auf p. 150, wo die lat. Worte „Qui ad dexteram Patris sedes, ad interpellandum pro nobis" völlig unnötigerweise übersetzt werden: „Du bist zum Vater heimgekehrt . . ." Nur Nachlässigkeit oder Schlimmeres, nämlich die Außerachtlassung des in den lateinischen Worten anklingenden Trinitätsbegriffes?

# Zur Frage der Interkommunion

Von Hugo Kramer

Im Anschluß an die letzte Sitzung der Würzburger Synode hatte der neue Erzbischof von Paderborn im Fernsehen ein Interview zur Frage der Interkommunion gegeben und darin betont, daß auch Eheleute in einer gemischt-konfessionellen Ehe nicht am Mahl der jeweils anderen Kirche teilnehmen dürften; sie sollten dieses Kreuz der Kirche geduldig tragen. Wie nicht anders zu erwarten, hat das viele Betroffene schockiert und zu Protesten im Paderborner Kirchenblatt DER DOM veranlaßt. Hierauf hat Erzbischof Dr. Degenhardt in Nr. 29/74, S. 19 u. a. geantwortet:

„. . . Ein Mann wie Luther zeigt uns in seiner Stellung zum zwinglischen Abendmahlsverständnis, daß Großzügigkeit damals und heute wohl nicht das adäquate Kriterium in dieser Frage sein kann. Luther schreibt in einem Brief an die ev.-lutherischen Christen von Frankfurt 1533 u. a.: ‚Wer von seinem Seelsorger öffentlich weiß, daß er zwinglisch lehrt, soll ihn meiden und

eher sein Leben lang das Sakrament entbehren, ehe er es von ihm empfangen sollte, ja auch eher darüber sterben und alles leiden ... Es ist mir schrecklich zu hören, daß in einerlei Kirche oder bei einerlei Altar sollten beide Teile einerlei Sakrament holen und empfangen und ein Teil sollte glauben, er empfange eitel Brot und Wein, der andere aber glauben, er empfange Leib und Blut Christi. Und oft zweifle ich, ob es zu glauben sei, daß ein Prediger oder Seelsorger so verstockt und boshaft sein könnte und hierzu stillschweigen und beide Teile so gehen lassen'."

Leider bereiten unsere neuen Religionsbücher und Publikationen in den Kirchenblättern dieser Verwischung und Vermischung der Unterscheidungslehren den Weg, weil fast durchweg nur vom „Brot" gesprochen wird, das wir in der Eucharistiefeier empfangen, z. B. bei Elmar Gruber in seinen „Arbeitshilfen für die Vorbereitung der Erstkommunion" S. 27: „Der Priester segnet das Brot und den Wein und sagt ein großes Dankgebet. Er macht alles so, wie es Jesus vor vielen Jahren getan hat. Der Priester schenkt die runden Brotstücke den Leuten. Jesus ist dann ganz nahe bei allen, die hier mitsammen (die runden Brotstücke) essen." Das ist zwinglisch gedacht und formuliert, und nach Luther (s. o.) soll man solche „Seelsorger" meiden und von ihnen das Sakrament nicht empfangen! Das genannte Buch von Elmar Gruber hat die kirchliche Druckerlaubnis von seinem Bruder Dr. Gerhard Gruber, dem Generalvikar von München!

## Liturgie im Sinai-Kloster

Von P. Gereon Goldmann

*In der östlichen Liturgie ist bisher von einer „Straffung" und einer Bemühung um „größere Durchsichtigkeit" (vgl. Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz in Salzburg 1974) nichts zu bemerken. Welch große heiligende Wirkung hat sie aber sogar auf Menschen aus einem völlig anderen Kulturkreis! Es ist geradezu bedrückend, befürchten zu müssen, daß von der römisch-katholischen Kirche unheilvolle Einflüsse auf sie wirksam werden können. In seinem Aufsatz „Die Wechselbeziehung von Theologie und Liturgie in ostkirchlicher Sicht" schreibt Johannes Madey [1]: „Die gegenwärtigen rapiden Entwicklungen in der Kirche des Abendlandes, besonders auf dem Gebiet der Liturgie, machen den Ostkirchen — sowohl den katholischen wie auch den nichtkatholischen — Sorge! Diese Sorge ist mitbegründet in der Tatsache, daß es auch bei ihnen Theologen gibt, die meinen, eine ‚Anpassung an die moderne Welt' müsse nach dem Vorbild der Kirche Westeuropas nachvollzogen werden."*

*Mit seinen japanischen Neuchristen hat der bekannte Franziskanerpater aus Tokio, Gereon Goldmann, wiederholt Pilgerfahrten ins Heilige Land gemacht, also mit Leuten, die vor wenigen Jahren noch nicht wußten, „daß und ob Gott existiert" (vgl. Rundbrief 1972). Im Jahre 1973 war er mit seiner Pilgergruppe auch im Sinai-Kloster. Den überwältigenden Eindruck der dort ge-*

[1] „Catholica" 1/74, Vierteljahresschrift für ökumenische Theologie, S. 13.

*feierten Liturgie schildert er in einem Heft „Pilgerfahrt auf den Berg Sinai", dem wir den folgenden Abschnitt entnehmen.*

Eine Welt, die erfüllt ist von Gebet und Schweigen, von einer Stille, die nicht in die Leere, auf das Nichts starrt, sondern die aus der Fülle lebt, weil sie auf das Leben, auf Gott schaut. Für uns unruhige, gehetzte Menschen der 13-Millionenstadt Tokio ist es fast unvorstellbar, daß hier durch so viele Jahrhunderte Menschen leben, deren ganzes Sein ein Dienst im Loben und Preisen dessen ist, der sich hier den Menschen zum erstenmal mit seinem Namen, mit seinem Wesen offenbarte. Durch 1500 Jahre fanden sich immer wieder Männer, Tausende von Menschen, die sich für ein ganzes langes Leben hier in der Wüste, zwischen diesen Bergen gleichsam vergruben, die niemals mehr in ihre Heimat zurückkehrten, die hier im Lob Gottes und im Dienst an den Pilgern sich verzehrten. Welche Kraft des Herzens gehört doch dazu, in der sengenden Hitze der Tage, der schneidenden Kälte der Nächte Jahrzehnte hindurch ein solches Leben der Innerlichkeit, des Gebetes, des Fastens jeglicher Art und des Dienens zu führen! Das ganze Kloster ist geheimnisvoll erfüllt von solcher Geistigkeit, so sehr spürbar, daß alle unversehens leise sprechen, daß niemand mit lautem Reden oder gar Rufen diese heilige Ruhe stören mag. Hier steht die Zeit still — Zeit Gottes, dessen Zeit die Ewigkeit ist . . .

Nach kurzer Mittagsrast läutet um 2 Uhr eine Glocke. Eigentlich ist es nur ein Anschlagen eines Stabes an eine Kupferplatte: das Zeichen zum Gebet. Wir steigen in die Kirche hinunter. Nur mit einem Teil der Mauern und dem Dach aus den Felsen herausragend, liegt sie tief verborgen, unansehnlich vor uns. Viele Stufen führen nach unten, und dann, ja dann stehen wir gebannt, sprachlos vor dem, was wir da schauen dürfen. Ich habe viele berühmte Kirchen und Kathedralen vieler Länder besuchen dürfen, doch was mich nun erwartet, das übertrifft weit, weit alles, was ich bisher an heiliger Schönheit sehen durfte. Diese Kirche ist nicht nur künstlerisch schön und wertvoll — im Schmuck der vielen uralten Ikonen übertrifft sie an Kostbarkeit alles sonst in der Welt —, nein, sie hat als wertvollsten Schatz, daß diese Schönheit lebt, belebt wird durch das Gebet, das all die vielen Jahrhunderte Tag und Nacht diese Hallen weihte. Seit dem Jahre 557, in dem Kaiser Justinian das eigentliche Kloster gründete, ist in dieser Kirche der Dienst des Gebetes nicht mehr abgebrochen. Sie wurde nie zerstört. Hier wurde all die Jahrhunderte hindurch der Dienst der Anbetung weitergeführt, den schon vor der Gründung des Klosters viele Einsiedler in den Berghöhlen des Sinai seit dem 3. Jahrhundert geleistet hatten. Die Mönche — nach Ausweis der Skelette, die im Beinhaus aufbewahrt werden, waren es viele Tausende — haben all die langen, langen Jahre trotz mancherlei Verfolgung ausgehalten, und wie Weihrauch stieg die Anbetung immerdar zu Gott empor. Der ganze herrliche Kirchenraum ist erfüllt von der heiligen Atmosphäre solchen Betens. Die griechische Kirche feiert gerade die erste Vesper des Festes der Geburt der Gottesmutter. So haben wir Gelegenheit, die große schöne Liturgie der orthodoxen Kirche zu erleben, etwas, was meine Christen sich ja in solcher Schönheit nicht einmal vorstellen konnten, was sie dann mit dem treffenden Ausdruck „himmlischer Gottesdienst" bezeichneten. Die 13 Mönche stehen in freier Ordnung auf ihren Plätzen. Nur der Abt bewegt sich während der zwei Stunden nicht von seinem Sitz. Ich stehe ihm schräg gegenüber, auf der

anderen Seite, und so sehe ich die ganze Zeit seine Gestalt, sein Gesicht vor mir. Ein Antlitz, das Jahrzehnte des Gebetes geformt haben. Er ist sicher schon in hohem Alter, aber seine Augen sind frisch und klar, blitzend vor jugendlicher Kraft. Er singt mit einem herrlichen, abgrundtiefen Baß, manchmal dröhnend wie eine Posaune, dann wieder flehend und innig, wenn die nicht endenden Wellen der Kyrie-eleison-Rufe auf- und abschwellen. Dabei schaut er unverwandt zur Ikone der Gottesmutter, er braucht kein Textbuch mehr, Jahrzehnte des Gebetes und Gotteslobes haben ihm alle die Hymnen ins Herz und Gedächtnis geschrieben. Er ist nur noch Gebet, nur Hingabe mit Seele und Leib. Er stimmt an, und alle die anderen fallen ein, ohne Orgel oder Musikbegleitung finden sie sich zur Harmonie zusammen. Prächtige, klare Tenöre ergeben zusammen mit den verschiedenen Baßstimmen eine Polyphonie, die erfüllt ist von der Einheit der Herzen der Singenden. Die Pilger verstehen nicht die Worte der altgriechischen Liturgie, aber alle sitzen die zwei Stunden wie verzaubert, alle spüren, daß hier Heiliges geschieht. Herz und Sinne sind ganz gefangen von dem, was wir hören und sehen dürfen: diese kostbaren Gewänder, die tiefen Verneigungen, immer und immer wieder vor den Ikonen, das ehrfürchtige Berühren, das Küssen der heiligen Bilder, die aufsteigenden, süß duftenden Weihrauchwolken, die Ehre, daß auch wir alle mit diesem heiligen Segen bedacht werden — tief verneigen wir uns vor dem Mönch, der uns solchen Segen bringt — , und dankbar empfangen wir die gesegneten Brote als Zeichen der Gemeinschaft, die die Mönche mit uns in Glaube und Liebe haben. Wir alle fühlen innerlichst, daß hier Menschen sich selbst darbringen im heiligen, im wesentlichsten Dienst der Kirche, daß bei dieser Liturgie die Engel dabei sind, daß hier Himmel und Erde vereint sind in einer Feier, die ja nur hier, an solch heiliger Stätte in solcher Vollkommenheit möglich ist. 1500 Jahre solchen Betens — das, das ist das Geheimnis des Christentums! Wir sind so dankbar, daß wir dabei sein dürfen . . .

## Generalversammlung der UNA VOCE in Salzburg

Am 24. und 25. August dieses Jahres fand im Salzburger Billroth-Hotel die diesjährige Generalversammlung der UNA-VOCE-Föderation statt. Die einzelnen Assoziationen hatten ein bis zwei Delegierte entsandt — selbst aus Amerika und Australien waren Vertreter erschienen —, die über die Situation in ihren Ländern berichteten. Das Ergebnis der Tagung wurde in einem Kommuniqué zusammengefaßt, das in der deutschsprachigen Presse über die Nachrichtenagenturen folgende Darstellung fand:

*Als zeichenhafte Bekräftigung der Einheit des katholischen Priestertums und der Sicherung des Glaubensinhalts und der Gültigkeit der vom Priester gespendeten Sakramente soll die Spendeformel aller Sakramente überall in dem von Rom festgelegten lateinischen Wortlaut gesprochen werden. Diese Empfehlung wurde anläßlich der 5. Generalversammlung der internationalen Föderation UNA VOCE von den bevollmächtigten Delegierten der nationalen Una-Voce-Verbände einstimmig verabschiedet.*

*Durch die vom Papst eingeleitete teilweise Restauration des gregorianischen Gesanges fühlte sich die Una-Voce-Bewegung offiziell ermutigt. Man wisse aber auch, daß die römische Gottesdienstkongregation versuche, die Zielsetzung dieser Initiative auf die praktischen Bedürfnisse des kommenden Heiligen Jahres einzuengen. Mit besonderem Nachdruck forderte die Generalversammlung „Die Aufhebung aller Beschränkungen in der Benutzung jener liturgischen Riten und Texte", die vor der Liturgiereform Gültigkeit hatten. Damit nimmt Una Voce erneut Stellung gegen örtliche „Verbote" der sogenannten tridentinischen Messe. „Wenn wir uns im Gottesdienst mit den Glaubensbrüdern vergangener Jahrhunderte vereinigen' sollen, wie Rom es wünscht, so kann man nicht jene Form der Messe abschaffen, die in den meisten dieser Jahrhunderte als vornehmste Norm galt." Der bisherige Präsident der Föderation, Eric M. de Saventhem, Montreux, wurde von der Generalversammlung einstimmig für weitere zwei Jahre im Amt bestätigt.*

Fügen wir noch hinzu, daß am Sonntag in einer dem Hotel benachbarten Kirche Dr. E. Kamenicky (Wien) mit den Teilnehmern der Versammlung nach dem alten Ordo ein lateinisches Choralamt feierte. Nach kurzer Verständigungsprobe konnte auch das vollständige Choralproprium von einer international besetzten Schola gesungen werden.

Einige Una-Voce-Mitglieder nahmen an dem 6. Internationalen Kirchenmusikkongreß der CIMS (Consaciatio Internationalis Musicae Sacrae) teil, über den wir erst in der nächsten Nummer ausführlich berichten können.

## Katechismus des Kardinals Gasparri neugedruckt

Während einer der festlichen kirchenmusikalischen Feierstunden im Salzburger Dom anläßlich des 6. „Conventus Internationalis Musicae Sacrae", bei der mehrere ausländische Domchöre mitwirkten, hielt Bischofsvikar DDr. Josef Teusch (Köln) die Predigt über das Thema „Das Geheimnis des Leidens und der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus in der Kirche unserer Zeit". Bei seinen Ausführungen wies er mit Nachdruck darauf hin, daß Martin Luther seinen Anhängern seinen „Kleinen Katechismus" schrieb, daß die Reformierten den „Heidelberger Katechismus" haben, nach dem sie noch heute unterrichtet werden, daß Petrus Canisius in den Wirren der Glaubenskämpfe die katholische Lehre in einem Katechismus zusammenstellte, daß wir aber in Deutschland seit Jahren kein Buch haben, das auf die vielen religiösen Fragen klare und sichere Antwort gibt. Obwohl diese Gedanken am Rande der eigentlichen Thematik seiner Predigt lagen, nützte er offensichtlich die Anwesenheit einiger Bischöfe, um mit Nachdruck auf diesen unbegreiflichen Mißstand hinzuweisen.

Ein Laie, Ministerialrat Dr. iur. Ferdinand Steinhart, hat nun die Initiative ergriffen und den Katechismus von Kardinal Pietro Gasparri (1930 erschienen), von Prof. Dr. Georg May auf den heutigen Stand gebracht, neu herausgegeben. Er ist im „Augsburger Druck- und Verlagshaus" erschienen und kostet (Gewebeband, 468 Seiten) 16,— DM; öSch 126,—. Wir kommen auf dieses Buch noch zurück.

**Berichtigung**

In der UVK 3/74 haben wir ein Spendenkonto für das Benediktinerkloster Fontgombault in Frankreich angegeben. Das Spendenkonto ist zwar richtig notiert, doch kann man darauf nur von Frankreich aus einzahlen, so daß Überweisungen aus dem Ausland zurückgingen. Wir bitten daher, Spenden direkt an die Abtei zu senden:

Abbaye Notre-Dame Fontgombault, 36220 Tournon-Saint-Martin.

**Wichtiger Hinweis:**

Diesem Heft liegt ein Sonderblatt bei, das über unsere diesjährige Una-Voce-Tagung am 20. November (Buß- und Bettag) im Wallfahrtsort Kevelaer informiert.

[redacted]